# Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 19 | Gotha, 6. Oktober 1928 | 42. Jahrgang



**Inhalt:** Sünde [Sp. 881] — Um die deutsche Bibel [Sp. 882] — Zum Kampf eines modernen Heidentums gegen das Christentum. Erinnerung an Wichern [Sp. 889] — Von der Prager Weltkonferenz für Frieden und Freundschaft der Kirchen [Sp. 893] — Evangelische Pressewoche am Rhein [Sp. 901] — Vom Kirchenbesuch der Theologie-Professoren [Sp. 907] — Kirche und kirchliches Leben [Sp. 909] — Nochmals: Der Fall Maurizius [Sp. 910] — Wesen und Bedeutung des Unterhaltungsromans [Sp. 913] — Der Bund deutscher Jugendvereine [Sp. 919] — Die Tagung der Chevaliers de la paix [Sp. 920] — Vom Weltprotestantismus der Gegenwart. Religiöse oder neutrale soziale Arbeit? [Sp. 921] — Wöchentliche Chronik [Sp. 923] — Bücher und Schriften: Kirchliches Jahrbuch (Schneider); Militia Christi (DCSV-Festschrift); Sören Kierkegaard (Schrempf, Geismar) [Sp. 926] — Verschiedenes: Zum Abfall von der Kirche; Deutsche Akademie für Frauenarbeit; Die Musikwerke des Verlages Ernst Eulenburg; Kirchenaustritte und Gemeindewahlen; Meister des Lebens; Ethik; Germanische und christliche Sexualethik; Theodor von Zahn; Wer hilft uns; Kleine Mitteilungen [Sp. 929] — Versammlungskalender [Sp. 932] — Anzeigen


## Sünde

Meine Sünde ist größer denn daß sie mir vergeben werden möge. 1. Mos. 4,13

„Sünde" denkt man nur, wenn man Gott denkt. Es gibt ja sonst Wörter genug, das zu nennen, was unrecht und abscheulich ist. Aber Leichtsinn und Verbrechen, Fahrlässigkeit und Gemeinheit, Untreue und Bosheit werden erst Sünde, wenn man sie mit Gott zusammendenkt.

Theologen von heute geben sich viel Mühe, die „Sünde" lebendig zu machen. Sie werden nicht müde, dem Menschen den ungeheuren Ernst zu Gemüte zu führen, den es hat, wenn man vor Gott steht. Gottes Majestät und Herrengewalt, seine Heiligkeit und Unergründlichkeit, seine Gerechtigkeit und sein rächender Zorn werden uns vor Augen gemalt. Der Hammer des Gesetzes fällt nieder und erschüttert unser mattes Gewissen.

Das objektive Wesen der Sünde, der allgemeinen Sündhaftigkeit, der dem Sündenfall verdankten Sündenstrafe wird zu unserm Erschrecken hoch aufgerichtet und Beugung unter dieses Verhängnis gefordert als erste Bedingung des Heils. So eifrig, daß man zur Beschreibung des Heils kaum noch den Mut findet.

Gewiß, keine Sünde ohne Gott. Vor dem Angesichte Gottes allein lebt recht eigentlich unsre Sünde. Aber sofern es unsre Sünde sein soll, kann man ihr Wesen gar nicht tief und persönlich genug suchen in uns, ihrem Subjekt.

Ich weiß nicht, ob die Einführung in die Vorstellungen von Gottes Erhabenheit und Heiligkeit der richtige Weg ist, uns zur Erkenntnis der Sünde und damit zu der Erlösung von der Sünde zu helfen. Aber das weiß ich, daß wir nicht tief genug in uns selbst hineinschauen können, um uns als Sünder zu begreifen.

So reden alle frommen Religionen von Sünde, wo das Gewissen erwacht und rege ist, wo das Gewissen spricht. Keine Sünde ohne Gott, keine Sünde ohne Gewissen. Gott und Gewissen, die beiden gehören zusammen („zu Haufe" würde Luther sagen). Als Sünder stehen wir vor Gott, wenn unser Gewissen uns bezeuget, daß da eine Macht ist, die etwas von uns will, das wir ihr nicht schuldig bleiben dürfen.

Dieses Etwas aber ist nun in unsrer christlichen Religion ein ganz Besonderes.

Was Gott will, ist in allererster und letzter Linie dies, daß wir glauben, daß er uns unsre Sünde vergibt. Daß er ein Sünde vergebender Gott ist.

Und die Sünde „wider den heiligen Geist", die Sünde die nicht vergeben werden kann, ist, daß wir das nicht glauben*). Unglaube ist Sünde. Nicht Ungehorsam. Wohl, auch Ungehorsam. Aber Ungehorsam ist ja nur, wo Glaube ist. Wie soll man gehorchen, wenn man nicht glaubt. Das hätte und hat ja gar keinen Wert. Das wäre und ist ja ein Angstprodukt. Aber diese Angst, diese Furcht, die zu Gott kein Herz hat, die nicht weiß, daß Gott sogar größer ist als unser Herz, ist ja selber Sünde, recht eigentlich die Sünde — des Christen. Denn er muß es besser wissen.

Unser Gott ist ein Sünde vergebender Gott. Aller Welt Sünde trägt und vergibt er. Allen Greuel und Frevel, alle Selbstsucht und Überhebung, alle Fried- und Liebloſigkeit. Das will, das kann er, das kriegt er fertig. Es ist etwas Ungeheures. Es ist seine eigentliche Majestät und Herrlichkeit. Sein „ganz Andres". Davor niederknien, das ist Glaube. Daran zweifeln, das ist Sünde. Denn wie soll Gott vergeben, wenn wir uns nicht vergeben lassen? Das ist die Sünde wider den heiligen Geist.

Es ist etwas Ungeheures, was sich da im tiefsten Innern der Menschenseele begibt, wenn ihr die Sünde aufgeht im Angesicht des Gottes, der Sünde vergibt. R

*) Vgl. über die „Sünde wider den heiligen Geist" den Schluß meiner Glaubenslehre.

## Um die deutsche Bibel

1

Die Frage der deutschen Bibel ist wieder im Fluß. Man arbeitet zur Zeit eifrig an einer neuen, sorgfältigen Durchsicht der Lutherbibel. Wenn es nach den ursprünglichen Absichten der deutschen Bibelgesellschaften gegangen wäre, so würde die Probebibel bereits jetzt vorliegen. So werden wir wohl noch ein paar Jahre darauf warten müssen. Aber die Fragen sind brennend geworden. Man sollte sich nicht nur im Schoße der Kommissionen und Behörden damit befassen. Es geht darum, in welcher Weise dem deutschen evangelischen Christenvolk seine Lutherbibel und vielleicht die Bibel überhaupt erhalten und wieder lebendig gemacht werden kann.

Man braucht kein Wort darüber zu verlieren, was Luthers deutsche Bibel einmal bedeutet hat. Sie hat der evangelischen Frömmigkeit das Gepräge gegeben. Die Reformation ist nicht ohne die deutsche Bibel zu denken. Aber darüber können wir uns keiner Täuschung hingeben, daß das deutsche evangelische Christenvolk seiner Lutherbibel weithin völlig entfremdet ist. Das haben auch die Bibelgesellschaften mit der Massenverbreitung billiger Bibeln nicht aufhalten können. Man verschenkt Traubibeln zu Hunderten und Tausenden; aber die meisten weisen nach Jahren kaum eine Spur von Benutzung auf. Das hat gewiß viele Gründe. Aber einer ist auch der: der Mensch von heute findet sich in seiner Bibel schwer zurecht. Es liegen, um mit Luther zu reden, immer noch zu viele Wacken und Klötze im Wege. Ich rede nicht von denen, die in der Sache begründet sind: die göttliche Weisheit wird dem Weltsinn

immer ein Ärgernis und eine Torheit bleiben. Diese Schwierigkeit können und dürfen wir nicht beseitigen. Aber es gibt andere Hindernisse und Schwierigkeiten des Verständnisses, sprachliche zumal; die sind wir verpflichtet aus dem Wege zu räumen, wenn anders wir Luthers Erbe nicht wie ein Museumsaltertum, sondern als ein lebendiges Vermächtnis hüten wollen.

2

Es sind in den letzten Jahrzehnten manche ernsten Versuche gemacht, den Menschen durch neue Übersetzungen den Zugang zur Bibel neu zu erschließen. Gelehrte suchten den Ertrag wissenschaftlicher Arbeit Jedermann zugänglich zu machen; Praktiker suchten das alte Bibelwort in ein verständliches Deutsch von heute zu übertragen. Am bekanntesten mag in den Kreisen der CW die „Textbibel" von Kautzsch und Weizsäcker (J. C. B. Mohr, Tübingen) sein: sorgfältigste wissenschaftliche Arbeit, ein Kommentar im Kleinen. Der Übersetzer — ich denke besonders an den des Neuen Testaments, Weizsäcker — bemüht sich, jede Eigentümlichkeit des Urtextes sinngetreu herauszubringen, auch auf die Gefahr hin, daß seine Übersetzung dadurch oft weniger verständlich und gefällig erscheint. Der Lobgesang der Engel in der Weihnachtsgeschichte heißt hier: „Preis sei in der Höhe Gott, und auf Erden Friede unter den Menschen des Wohlgefallens." Wohl wirkt Luthers Sprache in Einzelheiten unwillkürlich nach; aber als Ganzes genommen, ist es eine Übersetzung in sorgfältig gewählter Gelehrtensprache, als Hilfsmittel zum Verständnis sehr wertvoll, ganz gewiß kein volkstümliches Andachtsbuch. — Auch die Übersetzung von Stage (zuerst vor mehr als 30 Jahren bei Philipp Reclam erschienen) darf wohl hier als bekannt vorausgesetzt werden. Eine meisterhafte Übertragung in ein ganz modernes Deutsch, gelegentlich durch geschickt eingefügte kurze erläuternde Bemerkungen verdeutlicht, aber freilich ganz ohne die Feierlichkeit des Lutherklangs. — Weniger bekannt ist das Neue Testament, das Bernhard Weiß am Abend eines langen Gelehrtenlebens vor 20 Jahren (J. C. Hinrichssche Buchhandlung, Leipzig) herausgegeben hat. Weiß wollte nicht eine ganz neue Übersetzung geben. Er legte den Luthertext zu Grunde, aber „berichtigte" ihn; d. h. er verwertete die Ergebnisse der Textkritik und trug bessere Lesarten ein; und er suchte auch die Übersetzung in zahllosen Fällen durch kleine, wie er selbst meinte, „oft kaum bemerkbare Korrekturen" genauer und seiner eigenen exegetischen Auffassung entsprechender zu machen. Was Weiß will, ist also etwas Ähnliches wie das, was die sogenannten Bibelrevisionen sich zum Ziel gesetzt haben; nur daß er erheblich freier als sie, ohne durch Mehrheitsbeschlüsse von Kommissionen und behördliche Bedenken gehemmt zu sein, arbeiten kann. Freilich zeigt die Art der Ausführung um so deutlicher, wie schwer die Aufgabe ist, die er sich gestellt hat. Denn der eigentümliche Klang der Luthersprache ist durch jene kleinen Veränderungen nicht selten ganz empfindlich zerstört; ein einziges Wörtchen „und" kann ihn verderben. Z. B. im Heilandsruf Matth. 11, 28: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, und ich will euch erquicken." Gewiß, das „und" steht im Urtext. Aber Luther hat es sicherlich mit Absicht weggelassen, um das „Ich", das so stark betont mit dem gleichfalls betonten „seid" zusammentrifft, desto eindrucksvoller hervortreten zu lassen. Das ist der Unterschied von wahrer Übersetzerkunst und pedantischer Schulmeisterei.

Vielleicht das Schlimmste an genau sein wollender Kleinmeisterei, absichtlich ohne jeden Zusammenhang mit der Lutherbibel, leistet sich die sogenannte Elberfelder Bibel (R. Brockhaus, Elberfeld, seit 1855), die „Darbystenbibel", die sich in bibellesenden Gemeinschaftskreisen eines großen Ansehens erfreut. Ich greife nur ganz zufällig ein paar Beispiele heraus: Ps. 23, 6 „Ich werde wohnen im Hause Jehovas auf Länge der Tage"; Matth. 6, 22 „Die Lampe des Leibes ist das Auge"; Mark. 14, 4 „Wozu ist dieser Verlust der Salbe geschehen?" Röm. 8, 31 „Wenn Gott für uns ist, wer wider uns?" Diese buchstäbelnde wörtliche Übersetzung verdankt ihre Verbreitung weniger ihren eigenen Vorzügen als dem Mißtrauen gegen die Zuverlässigkeit der Lutherbibel. Und somit beleuchtet sie gerade durch ihre Mängel in einer erschütternden Weise das Problem. Was kann geschehen, damit dem Teil des deutschen Christenvolkes, der die Bibel lesen möchte, der Schatz der Lutherbibel erhalten oder neu zugänglich gemacht werde?

Ein beachtenswerter Versuch einer wortgetreuen, und doch volkstümlichen Bibelübersetzung ist die „Miniaturbibel" von Fr. Eug. Schlachter, die nach dem Tode des Verfassers, eines schweizerischen Pfarrers, von E. Linder und E. Kappeler, ebenfalls Pfarrern in der Schweiz, neu durchgesehen und in den Verlag der Württembergischen Bibelanstalt zu Stuttgart übergegangen ist. Entsprechend ihrer Herkunft aus der reformierten Schweiz, ist sie weniger von der Lutherbibel als von der Züricher Bibel beeinflußt und bietet daher den uns vertrauten Lutherklang vielfach in der eigentümlichen schweizerischen Ernüchterung. Aber es tut solide Arbeit. Manche treffende kleine Veränderung ist wert, von den Revisoren der Lutherbibel übernommen zu werden, z. B. Matth. 5, 16 „So soll euer Licht leuchten vor den Leuten" statt „Also lasset euer Licht leuchten". Seltsam und befremdend wirkt im Alten Testament die verschiedene Wiedergabe des Gottesnamens bald mit „Herr", bald mit „Jehova", letzteres, wo der Gott Israels in Gegensatz zu den Göttern der Heiden gestellt zu sein scheint. — Die Züricher Bibel selbst wird übrigens auch schon seit einer Reihe von Jahren einer neuen gründlichen Durchsicht unterzogen, die eigentlich längst fertig sein sollte. Man darf auf ihr Ergebnis gespannt sein. Es wird jedenfalls in der Richtung auf eine wissenschaftlich zuverlässige, zur kirchlichen und häuslichen Erbauung brauchbare Bibel liegen, wie das auch bei der bisherigen, schon oft, zuletzt 1892, revidierten Züricher Bibel das gesteckte Ziel war.

Die Württembergische Bibelanstalt hat in den letzten Jahren neben der Schlachterschen Miniaturbibel noch andere neue Übersetzungen herausgebracht. Zunächst die von Heinrich Wiese. Kennzeichnend für sie ist der freie Anschluß an den Luthertext, erheblich freier als bei Bernhard Weiß, und zugleich das Bemühen, den zu Grunde liegenden Urtext nach den Ergebnissen der Textkritik sorgfältig zu berichtigen und viele Feinheiten des Urtextes in der Übersetzung genauer herauszubringen als Luther. Matth. 6, 22 sieht hier zwar nicht die geschmacklose „Lampe des Leibes" wie in der Elberfelder Bibel, aber doch, den Wortsinn deutlicher als Luther wiedergebend, „die Leuchte des Leibes". Matth. 6, 16 wird das Wortspiel des Urtextes nachzubilden versucht: „Sie machen ihr Antlitz unscheinbar, um vor den Leuten zu scheinen." Ebenso wird im Heilandsruf Matth. 11, 28 f. der im Urtext hier zweimal vorkommende gleiche Wortstamm im Deutschen beidemal mit dem gleichen Ausdruck „Ruhe" übersetzt: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid: und ich werde euch Ruhe geben. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, weil ich sanftmütig bin und demütigen Herzens: und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen." Man wird dieser philologischen Genauigkeit im letzteren Falle schwerlich den Vorzug vor Luthers Übersetzung geben, die aus gutem deutschen Sprachgefühl (übrigens in engstem Anschluß an die lateinische Vulgata) hier im Ausdruck abwechselt. Neben den stehengebliebenen Sätzen Luthers wirkt diese Wiesesche Verbesserung stilwidrig. Aber eben das beleuchtet die Schwierigkeit der hier vorliegenden Aufgabe. In der beigefügten Psalmenübersetzung Wieses ist viel Geschicktes, Nachbildung der hebräischen Rhythmen, Stabreime; der Druck in abgesetzten Verszeilen läßt den Bau schön heraustreten.

Die stärkste Verbreitung hat in den letzten Jahren die dritte von der Württembergischen Bibelanstalt herausgegebene neue Bibelübersetzung gefunden, die von Hermann Menge. Zuerst das Neue Testament, seit 1926 die ganze Bibel. Es ist das Werk eines Philologen, eines mehr als 80 jährigen (geb. 1841) alten Gymnasialdirektors. Mancher geschickte Satz verrät den geübten Übersetzer. Ausgezeichnet kommt Gal. 2 die Sprache des Paulus mit ihrer sich überstürzenden, den Satzbau wiederholt umwerfenden Art heraus, wobei doch der Sinn vollkommen deutlich wird. Die langen Satzgebilde des Epheserbriefes sind dem deutschen Leser durch Zerlegung in mehrere Hauptsätze übersichtlicher und verständlicher gemacht. So finden wir manchen, aus der Lutherbibel als schwerverständlich bekannten Satz, den man bei Menge sofort versteht: Matth. 5, 13 „Wenn aber das Salz fade geworden ist, womit soll man es wieder zu Salz machen?" Matth. 15, 5 f. „Ihr aber sagt: Wer zu seinem Vater oder seiner Mutter sagt: Ich will Gott als Gabe für den Tempelschatz weihen, was du sonst als Unterstützung von mir empfangen haben würdest, der braucht seinen Vater oder seine Mutter nicht zu ehren. Damit habt ihr das Gesetz Gottes euren Satzungen zuliebe außer Kraft gesetzt." Daß Matth. 16, 4 für die „ehebrecherische Art" (so wörtlich Luther), den Sinn dieses alttestamentlichen Bildes verdeutlichend, einfach gesagt ist, „gottendfremdetes Geschlecht", wird man nur gutheißen können. Aber Anderes schmeckt doch reichlich nach dem Sprachunterricht des Gymnasiums: Matth. 19, 14 „denn für so Geartete ist das Himmelreich bestimmt." Matth. 28, 20 b: „Und seid versichert: ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Weltzeit."

Rein vom sprachlichen Gesichtspunkt betrachtet, dürfte unter den neueren Übersetzungen die von Ludwig Albrecht (Gotha, Evangelische Buchhandlung von P. Ott 1920, [3] 1926) wohl die beste Verdeutschung sein. Sie ist ein Werk aus einem Guß. Sie verfolgt nicht das Ziel einer philologisch peinlich genauen Wiedergabe des Urtextes; sie will wirklich verdeutschen und ist in der Tat, wie der Titel verspricht, eine Übersetzung „in die Sprache der Gegenwart". Zahlreiche Anmerkungen erleichtern überdies das Verständnis. Als Beispiel der Übersetzungskunst Albrechts, zugleich auch seines oft hervortretenden rhythmischen Gefühls, möge dienen Matth. 7, 24 f.

Wer nun diese meine Worte höret und befolgt,
Gleicht einem klugen Manne,
Der sein Haus auf Felsenboden baut.
Wenn dann der Regen niederströmt und Überschwemmung kommt,
Und wenn die Winde wehn und treffen auf das Haus,
So fällt es nicht;
Denn seine Mauer ruht auf Felsengrund.

Freilich die Kehrseite dieser entschlossenen Verdeutschung, die ganz eindeutig und unmißverständlich zu sein sich bemüht, ist, daß der Übersetzer uns immer ein ganz bestimmtes Verständnis des Textes aufzwingt und nicht etwa da, wo verschiedene Auffassungen des Urtextes möglich wären, die Sache in der Schwebe läßt. Seine Übersetzung gleicht, grundsätzlich angesehen, der Luthers, die auch eine wirkliche Verdeutschung von ganz bestimmter, ausgeprägter Grundauffassung her sein will. Aber eben in dieser Grundauffassung weicht Albrecht nicht selten stark von Luther ab. So spricht er Röm. 3, 22 (eine alte These Johannes Haußleiters aufnehmend) vom „Glauben Jesu Christi", d. h. dem Glauben, den Jesus hatte, wo Luther den „Glauben an Jesus Christus" versteht, und übersetzt Röm. 3, 25: „Den hat Gott öffentlich zur Schau gestellt als Gnadenstuhl durch seinen blutigen Tod, den er im Glauben erduldet hat"; und Röm. 1, 17: „Gottes Gerechtigkeit wird darin offenbar: sie kommt aus Glauben, und sie führt zum Glauben", was in der Anmerkung dazu erläutert wird: „Sie kommt aus Jesu Glauben und führt zum Glauben der Gemeinde." So ausgezeichnet, rein sprachlich, die Bibelverdeutschung Albrechts ist — an die Stelle der Lutherbibel gesetzt, würde sie in wichtigen Stücken ein Verlassen der eigentümlichen Evangeliumsauffassung Luthers bedeuten.

3

Wie sehr Luthers deutsche Bibel in Luthers Glaubenserlebnis verwurzelt ist, das hat Emanuel Hirsch, Andeutungen K. Holls weiter ausführend, kürzlich schlagend gezeigt. (Em. Hirsch, Luthers deutsche Bibel. Ein Beitrag zur Frage ihrer Durchsicht. München, Chr. Kaiser 1928.) Luthers Bibelübersetzung gehört nicht zu jenen, etwa durch Weizsäcker vertretenen historisch-wissenschaftlichen, die sich das „Prinzip der philologischen Durchsichtigkeit" zur Richtschnur gewählt haben. Sie will, wie das unter den eben gekennzeichneten neueren vor allem Albrecht tut, „nichts, als den Sinn des zu übersetzenden Textes auf Deutsch, in deutscher Rede- und Empfindungsweise wiedergeben", und zwar, das ist das Entscheidende, sie ist aus eigenem Durchleben der Sache neu auf Deutsch geboren. Dadurch wird ganz naturgemäß Vieles verwischt, was für eine historisch-wissenschaftliche Betrachtung von Bedeutung sein mag. Aber die Übersetzung gewinnt an Gegenwartswert, an Möglichkeit, den Leser innerlich anzupacken und ihn vor den gegenwärtigen Gott zu stellen. Die Bibel, so verdeutscht, ist eine Botschaft an den Menschen von heute. Das will und soll die Lutherbibel sein.

Hirsch macht auch gute Bemerkungen über Luthers Sprache, über Satzgefälle, Rhythmus und Sprechmelodie. Die deutsche Bibel Luthers, das betont er mit Recht, ist als „Hörebuch", nicht als Lesebuch geschrieben. Ihr Deutsch ist das der gesprochenen Rede, nicht das Kanzlei-, Bücher- und Schuldeutsch.

Wenn man dies alles erkannt hat, so sieht man, wie ungeheuer schwierig die Aufgabe einer wissenschaftlichen und sprachlichen Durchsicht der Lutherbibel ist. Sie muß in Angriff genommen werden. Dem kann auch Hirsch sich nicht verschließen. Wir haben einen viel besseren Bibeltext, als Luther ihn zu Grunde legen konnte. Bessere Lesarten müssen in die Lutherbibel hineingearbeitet werden. Ebenso richtigere exegetische Erkenntnisse. Auch muß sie unserer heutigen Sprachgestalt angepaßt werden. Aber fängt man an zu ändern, so ist man sofort in Gefahr, etwas Wesentliches an dem Kunstwerk Luthers zu zerstören. Hirschs ganzer Zorn richtet sich gegen die sprachliche Durchsicht der Bibel, die man 1913 vorgenommen hat, um das allzu altertümliche Gepräge der Bibelrevision von 1892 zu beseitigen. Man kann Hirsch für seinen Warnungsruf nur dankbar sein. Aber ich sehe in ihm doch eine Gefahr. Die Sorge um die Erhaltung des Luthererbes darf uns nicht zu Antiquaren machen. Unsere Aufgabe ist und bleibt: die Schaffung einer volkstümlichen Bibel für das jetzt lebende deutsche Volk und für die nächste Generation. Einstweilen mögen wir die Erwartung nicht aufgeben, daß Luthers Verdeutschung hierfür immer noch die gewiesene Grundlage ist. Darin bestärkt uns (mit Hirsch) die Freude unserer wandernden Jugend an alten Liedern. Das Lied des 16. Jahrhunderts — die Erfahrung macht man auch mit dem Gesangbuch — ist trotz des Zeitabstandes von einer erstaunlichen Volkstümlichkeit; es wieder zu erwecken, eine köstliche Aufgabe und durchaus nicht hoffnungslos. Aber ohne sprachliche Erleichterung geht es auch bei dem Liede nicht. Der konservativste Gesangbuch-Herausgeber nimmt sich die Freiheit, unmöglich gewordene, auf uns anstößig oder komisch wirkende Worte zu ändern; man denke an „Wie schön leuchtet der Morgenstern". Die Ehrfurcht vor der Bibel verlangt, daß wir sie an vielen Stellen durch leichte Änderung heute nicht mehr ertragbarer Ausdrücke vor Spott und Mißbrauch schützen, zumal wir nicht, wie der Gesangbuch-Herausgeber, ungeeignet scheinende Stücke einfach weglassen können. Überdies liegen die Dinge beim Lied und bei der Bibel doch

auch sonst in mancher Hinsicht verschieden. Eine altertümliche Wendung im Lied ist poetische Sprache. Kein vernünftiger Mensch wird daran denken, im Liede aus der „güldenen Sonne" eine „goldene Sonne" zu machen. Aber in der Prosa-Erzählung der Bibel müssen wir vom „goldenen Kalbe" reden, obwohl Luther auch da „gülden" schrieb und dies Wort heute gewiß verständlich ist. Der Stimmungswert des Wortes „gülden" ist ein anderer geworden; und die Geschichte vom goldenen Kalb ist zu ernst für eine poetische Spielerei. Dasselbe gilt auch von manchem unbetonten e („bewegeten" o. ä.), das unter Umständen in die Sprache eine Feierlichkeit hineinbringt, die nicht hineinpaßt und die sie zu Luthers Zeit auch gar nicht hatte. So ganz unberechtigt und verfehlt war auch die Bibeldurchsicht von 1913 nicht, obwohl ich an ihr sehr viel auszusetzen habe und mich seiner Zeit selbst sehr scharf über sie geäußert habe (z. B. Monatschrift für Pastoraltheologie 9. Jahrgang, 12. Heft). Man darf nicht in den entgegengesetzten Fehler verfallen. Der Germanist Frommann ist mit seiner sprachlichen Altertümelei der Bibelrevision von 1892 zweifellos zum Verhängnis geworden. Es wäre sehr bedauerlich, wenn sich unter dem Einfluß der temperamentvollen Ausführungen Hirschs bei der jetzt in Vorbereitung befindlichen neuen Bibelrevision etwas Ähnliches wiederholen sollte.

Ich muß auch den Grundsatz Hirschs durchaus ablehnen, daß man ein veraltetes oder nicht richtig übersetztes Wort Luthers nur durch ein solches ersetzen dürfe, das aus Luther selbst, und zwar aus seiner deutschen Bibel belegt werden kann. Natürlich darf man Luther nicht durch ein modernes Kanzleideutsch oder Gelehrtendeutsch verschandeln, wo seine eigene Art zu reden in bewußtem Gegensatz zu dem schlechten Akten- und Gelehrtendeutsch seiner Zeit stand. Aber wenn er heute lebte, so würde er den Menschen von heute „aufs Maul schauen" und nicht Bücher des 16. Jahrhunderts fragen, wie man deutsch reden soll. In der lebendigen Volkssprache von heute ist manches gute Wort und manche gute Wendung zu finden, die, an Stelle änderungsbedürftiger in den Luthertext eingefügt, durchaus nicht wie ein neuer Flicken auf einem alten Kleide zu wirken braucht. Daß man Luther nicht schulmeisterlich verderben soll, darüber bin ich mit Hirsch ganz einig. Aber wir dürfen ihn auch nicht mit historisch-wissenschaftlicher Sorgfalt so restaurieren, daß er nur noch ein Stück 16. Jahrhundert ist und nur noch von historisch geschulten Lesern verstanden werden kann. Es heißt kaum noch: aus der Not eine Tugend machen, wenn Hirsch geradezu einen Gewinn der sprachlichen Schwerverständlichkeit darin sehen will, daß sie den an glattes Lesen Gewöhnten zwingt, langsam und besinnlich zu lesen. Wer nicht an die wenigen Hochgebildeten, von denen dies gelten mag, sondern an die große Masse der Menschen mit geringer Schulbildung und großer geistiger Schwerfälligkeit denkt, den muß des Volkes jammern, das mit seiner Lutherbibel einfach nicht mehr fertig werden kann, und er sollte helfen, daß sie wieder zur Gegenwartsbibel wird.

Man darf gespannt darauf sein, wie weit die neue Bibelrevision den Mut zu spürbaren sachlichen Änderungen haben wird. Das Einarbeiten einer besseren, das heißt für das Neue Testament des Nestleschen Textes, bedeutet nicht selten eine wesentliche Veränderung des Sinnes. Daß z. B. Matth. 6, 4. 6, 18 das Wort „öffentlich" wegzulassen ist, ist eine Veränderung, die man um der damit gegebnen Verinnerlichung und Verchristlichung des Gedankens willen freudig begrüßen sollte. Wir dürfen wohl sicher mit dieser Verbesserung rechnen. Ob man aber Matth. 6, 13 im Gebet des Herrn auch ändern wird: „erlöse uns von dem Bösen", oder ob man diese zwar als richtiger erkannte Übersetzung aus „konfessionellen" Rücksichten für bedenklich hält?

Man wird auch fragen müssen, ob wirklich alles, was mit Luthers zentralem Glaubenserlebnis zusammenhängt, in der Formulierung Luthers unantastbar sein soll. Ich finde z. B. Luthers Bevorzugung des Wortes „trösten", „Trost" auch da, wo das entsprechende griechische Wort etwas ganz Anderes, z. B. „ermutigen", „Zuspruch" bedeutet (vgl. Röm. 1, 12; Apg. 15, 31), für die an der Bibelsprache genährte lutherische Frömmigkeit geradezu verhängnisvoll. Sie mag mit schuld sein an der weichlichen, weinerlichen Art, die diese Frömmigkeit in der Folgezeit angenommen hat und die sehr zu ihrem Nachteil absticht von Luthers eigener männlich-tapferen Art. Man vergleiche das Vertrauenslied des späteren Luthertums mit dem Glaubenslied der Reformationszeit. Und bedenklich ist doch auch die Wirkung der viel mißbrauchten neutestamentlichen Stellen, wo Luther durch seine Übersetzung seiner bekannten Abneigung gegen die natürliche menschliche Vernunft Ausdruck gegeben hat, obwohl im Grundtext diese Vernunft gar nicht gemeint ist (2. Kor. 10, 5; Eph. 2, 3; Kol. 1, 21). Wer wird in solchen Fällen den Ausschlag geben: die Bibel oder Luther, die Wahrheit oder die Gewohnheit? Wir wollen hoffen, daß die Entscheidung im einzig möglichen, wirklich evangelischen Sinne fällt. Sie wird nicht immer leicht sein.

4

Darüber dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben: Was bei einer von mehreren Kommissionen bearbeiteten Bibelrevision schließlich herauskommt, wird immer ein Kompromißwerk sein. Aber darum halte ich es für notwendig, schon jetzt warnend auf eine Gefahr hinzuweisen, die nach dem Abschluß einer solchen Revision droht. Ich meine, eine Gefahr für die Schule. Als im Jahre 1913 die letzte amtliche Bibelrevision herauskam, sogar schon einige Monate vor ihrem vollständigen Erscheinen, da ordnete ein preußischer Ministerialerlaß sofort an, daß alle Religionslehrbücher die Bibelstellen fortan nur noch in dem jetzt festgelegten Texte bringen dürften. Der Erlaß ist später ein wenig gemildert. Aber bei der (an sich begrüßenswerten) Tendenz zur Vereinheitlichung, die hinter dem von den Bibelgesellschaften unter Mitwirkung des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses unternommenen Revisionswerk steht, liegt ein solcher Wunsch, nun auch die Schulen auf diese Textgestalt festzulegen, in der Natur der Sache. Aber seine Durchsetzung würde doch höchst bedenkliche Folgen haben.

Nehmen wir an, was im Augenblick durchaus möglich scheint, die neue Bibelrevision trüge stark konservativen, rückläufigen Charakter, sie gäbe die leichte sprachliche Modernisierung der Durchsicht von 1913 auf und kehrte grundsätzlich zu den alten Sprachformen zurück, dann bedeutete das für die Schule eine unerträgliche Belastung der Religionsstunden mit Sprachunterricht. Der Durchschnittsschüler versteht z. B. die in wichtigen Sprüchen (Matth. 5, 20; Joh. 3, 5) vorkommende Wendung „es sei denn" einfach nicht. Wenn man sich nicht entschließen kann (was ich unbedingt fordern würde), sie in der Bibel zu ändern, dann sollte sie jedenfalls im Biblischen Lesebuch und im Religionsbuch geändert werden. Die für den Unterricht so wichtige Apostelgeschichte ist in Luthers Übersetzung an vielen Stellen für den heutigen Schüler ganz unverständlich. Man lese 2, 22 f.: „Jesum von Nazareth, den Mann, von Gott unter euch mit Taten und Wundern und Zeichen erwiesen, welche Gott durch ihn tat unter euch (wie denn auch ihr selbst wisset), denselbigen (nachdem er aus bedachtem Rat und Vorsehung Gottes übergeben war) habt ihr genommen durch die Hände der Ungerechten, und ihn angeheftet und erwürget." Oder 25, 16: „Es ist der Römer Weise nicht, daß ein Mensch übergeben werde umzubringen, ehedem der Verklagte habe seine Kläger gegenwärtig und Raum empfahe, sich der Anklage zu verantworten." Will man wirklich durch Festlegung auf einen derartigen Text den Religionslehrer zwingen, kostbare Zeit an die Überwindung solcher sprachlichen

Schwierigkeiten zu hängen? Um eines fruchtbaren Religionsunterrichts willen müssen Lehrer und Schüler einen von solchen durchaus vermeidbaren Anstößen befreiten Text in Händen haben. Je mehr die kommende Bibelrevision etwa in der von Emanuel Hirsch geforderten, die alte Lutherſprache auch mit ihren Schwierigkeiten erhaltenden Richtung verlaufen sollte, um so entschiedener muß man für die Schule einen leichter lesbaren Bibeltext verlangen. Und je mehr man sich etwa scheuen sollte, den am Alten hangenden Gliedern der Gemeinde auffallende sachliche Änderungen im Bibeltext zuzumuten, um so mehr hätte die Schule die Aufgabe, in ihren Biblischen Lese- und Lehrbüchern wie im Unterricht der heranwachsenden Generation ein zutreffendes Bild von dem biblischen Sachverhalt zu geben. Man wird schwerlich behaupten können, daß ein solches Verfahren den Grundsätzen der evangelischen Kirche widerspräche und deshalb etwa von den Kirchenbehörden auf Grund des Artikels 149 der Reichsverfassung abgelehnt werden müßte.

Aber wir wollen hoffen, daß wir doch dank der jetzigen Revisionsarbeit in absehbarer Zeit eine Bibel erhalten, die das schwierige Problem annähernd löst: das Luthererbe zu wahren und doch eine Gegenwartsbibel zu schaffen. Ich kann im Hinblick auf das bevorstehende Revisionswerk nur wiederholen, was ich in der Hoffnung, daß es kommen werde, vor 15 Jahren in einer Kritik der Bibeldurchsicht von 1913 geschrieben habe: „Wenn wir wirklich im Sinn und Geist des Reformators unserm Volk die Bibel nahe bringen wollen, dann ist, neben der Ehrfurcht vor dem Meisterwerk Luthers, zugleich unablässiges Bemühen um echte volkstümliche Verständlichkeit und um größtmögliche wissenschaftliche Treue und Wahrhaftigkeit eine unbedingte heilige Pflicht. Sonst ist Gefahr, daß der offizielle Bibeltext zur kultischen Reliquie und zum Priesterbrevier wird, während unser Volk sich ganz neuen Übersetzungen zuwendet; und an dieser Entfremdung unseres Volkes von der Lutherbibel trügen dann gerade die die Schuld, die mit ihrer allzugroßen Pietät auch gegen das Veraltete und Unhaltbare dem Volk die Lutherbibel hatten erhalten wollen."

Frankfurt a. M. Wilhelm Lueken

## Zum Kampf eines modernen Heidentums gegen das Christentum

In Erinnerung an den 23. September 1848

Vor Jahren galt es noch als eine Art Kränkung, als Nichtchrist unter Christen bezeichnet zu werden. Heute gibt es Millionen, die stolz darauf sind, daß sie jegliches Band zwischen sich und dem Christentum zerschnitten haben. Andere sprechen sich über ihre Stellung zum Christentum nicht so offen aus, stehen aber in Weltanschauung und Wandel auf gleichem Standpunkt.

Der Krieg mit seinen Schauder erregenden Erlebnissen, die Nachkriegszeit mit ihrer Verarmung und Not auf der einen, dem Luxus und der Rücksichtslosigkeit des wirtschaftlichen Lebens auf der anderen Seite haben die Entfernung vom Christentum beschleunigt und zu einer schärferen Scheidung der Geister geführt. Aus der Gleichgültigkeit ist Gegnerschaft, aus der stillen ist offene Feindschaft geworden.

Aber schon Jahrzehnte lang hatte sich ein neues Heidentum vorbereitet, ein Heidentum, das anders ist als das der Wilden, das seine Stellung mit Mitteln der heutigen Zivilisation und Kultur und zum Teil auch mit eindrucksvollen ethischen Grundsätzen vertritt.

Einer der Ersten, der auf dieses Heidentum inmitten des Christentums aufmerksam gemacht hat, ist Johann Hinrich Wichern. Er hatte es in seiner Heimat, der Großstadt Hamburg, in dem Armenviertel und in den Häusern der Reichen kennen gelernt, sah in dem Revolutionsjahre 1848 in die Tiefe des Volkslebens und mit prophetischem Blick in die Zukunft. Schon damals wurde in Verbindung mit kommunistischen Ideen für ausgesprochenen Atheismus lebhaft geworben. Am 23. September 1848 kam er auf dem Wittenberger Kirchentage zu Worte: „Die Not des Volkes ist offenbar geworden wie ein durch einen Wetterstrahl plötzlich enthüllter Abgrund."

Aus dem Kirchenbunde, der in jenen Tagen gegründet werden sollte, ist nicht viel geworden. Aber durch Wichern ist von dem Kirchentage eine Anregung ausgegangen, die bis in unsere Zeit fortwirkt, ja in der Gegenwart in ihrem Umfange erst erfaßt wird und nach Auswirkung ringt.

Wenn man Innere Mission gleich christliche Liebestätigkeit auf einzelnen Gebieten der Not setzt, so hätte Wichern nichts Neues gebracht. Derartiges — wir nennen nur August Hermann Francke, Johannes Falk, Adelbert v. d. Recke-Vollmarstein, Fliedner — gab es auch vor Wichern schon. In seiner 1848/49 abgefaßten „Denkschrift an die deutsche Nation" lehnt er solch enge Auffassung der Inneren Mission mit den Worten ab: „Noch soll an dieser Stelle ausdrücklich die Meinung abgewiesen werden, als ob Innere Mission nichts Anderes sei, als eine christlich erneuerte Pflege, Versorgung und Beschäftigung der Armen." Er verlangt (nach dem Protokoll über den Wittenberger Kirchentag) „eine Reformation oder vielmehr eine Regeneration aller unserer innersten Zustände", „aller staatlichen, kirchlichen und sozialen Verhältnisse". „Kein innerer oder äußerer Notstand, dessen Hebung Aufgabe christlich rettender Liebe sein kann, ist der Inneren Mission fremd." Zu dieser rettenden Liebe gehört auch das „rücksichtslose Wirken in allen Ständen für die Gerechtigkeit", die Sorge „für die von den Einen gefürchteten, von den Anderen verachteten, von den Dritten gemißbrauchten Massen". Aus dieser „Volkssache" muß sich die Kirche zur „Volkskirche" ausbauen.

In Worten wie „Die Taten, für die wir das Wort reden, liegen auf sozialem Gebiet; es gibt einen christlichen Sozialismus" erscheint Wichern als ein christliches Gegenstück zu seinem Zeitgenossen Karl Marx. Freilich hat die Arbeiterschaft die Gedanken von Karl Marx tatkräftig aufgegriffen, während die evangelische Kirche Wicherns Gedanken in ihrer umfassenden Größe überhaupt nicht verstand. Die Orthodoxie lehnte sie „als Schlinggewächs am Baume der Kirche" grundsätzlich ab, und der kirchliche Liberalismus, mit dem besitzenden Bürgertum eng verbunden, zeigte für soziale Fragen noch weniger Verständnis. Der Pietismus wollte sie aufgreifen, verengerte sie aber seinem Wesen entsprechend derart, daß die Arbeit der evangelischen Liebestätigkeit wohl reiche Anregung aufnahm, aber im Grunde genommen durchaus in den alten, vor Wichern bereits vorhandenen Spuren blieb.

An mahnenden Stimmen kirchlicher Männer, die weiteren Blick besaßen, hat es freilich nicht gefehlt.

Abt Uhlhorn sagte schon vor ungefähr fünfzig Jahren in seinem „Kampf des Christentums mit dem Heidentum" Folgendes: „Der Kampf des Heidentums inmitten der Kirche ist ein unausgesetzter. Wir stehen heute wieder mitten drin; denn stärker fast als je reagiert der heidnische Sinn in modernem Gewande gegen die christlichen Gedanken und das christliche Leben. Fast scheint es, als sollten die Fragen der Zeit sich zu der Frage zuspitzen, ob wir Christen bleiben oder wieder Heiden werden wollen."

In diesem Ringen bedarf es besonderer Mittel. Anfangs der neunziger Jahre sagte mir Friedrich Naumann mal in einer privaten Unterhaltung: „Die Innere Mission ist nur ein Tropfen auf den heißen Stein." Er war selbst aus der Inneren Mission hervorgegangen, ebenso wie Adolf Stöcker. Beide Männer stürzten sich mit der ganzen Kraft ihrer Persönlichkeit als christlich evangelische Politiker in den Kampf, der im Letzten doch ein Ringen um die Volksseele für das Christentum und

die christliche Kultur war, um „die Regeneration aller unserer innersten Zustände". Sie verbluteten. Wohl hatte der evangelisch-soziale und kirchlich-soziale Gedanke kräftige Wellen geschlagen, die auch Kirchenregierungen, Pfarrer und Gemeindeglieder heftig bewegten; da trat bald wieder Ruhe ein, an der das Telegramm des summus episcopus an den Großindustriellen Freiherrn v. Stumm „Soziale Pastoren sind Unsinn" nicht unschuldig war.

Es würde gröbste Unkenntnis verraten und eine Ungerechtigkeit sondergleichen bedeuten, wenn man die Verdienste der Inneren Mission auf dem Gebiete der Liebestätigkeit irgendwie verkleinern oder gar, wie es heute in unkirchlichen oder kirchenfeindlichen Kreisen durchgängig geschieht, totschweigen wollte. Unsere gesamte heutige außerkirchliche Wohlfahrtspflege lebt zum guten Teil von den Vorarbeiten und Erfahrungen der Inneren Mission. Und daß die Innere Mission heute Wicherns Sinn erkannt hat, beweist das Programm des 42. Kongresses für Innere Mission, der vom 21. bis 25. September stattfand.

Aber das soziale Leben der Masse des gesamten Volkes hat sie in den achtzig Jahren seit Wichern nicht entscheidend beeinflußt. Nicht eine Hinwendung zum Christentum, sondern eine Abwendung vom Christentum ist der Gang der Entwicklung gewesen.

Dagegen hat sich ein Anderes gezeigt. Man bekämpft das Christentum nicht mehr in seinem dogmatischen Glaubensgebiet, sondern auf dem Felde der Liebestätigkeit und nimmt zu diesem Kampf die Waffen aus dem Christentum selbst.

Hier zeigt sich in der Geschichte eine merkwürdige Parallele.

Auch der römische Kaiser Julian (gest. 363), von den Christen Apostata, der Abtrünnige genannt, bekämpfte nach seinem Abfall vom christlichen Glauben, um das Heidentum wieder einzuführen, das Christentum durch Werke der Nächstenliebe, wie er sie bei den Christen sah. Die heidnischen Priester sollten ein sittenstrenges Leben führen, Liebestätigkeit sollte geübt werden und eine verklärte Menschlichkeit walten. Die Mittel dazu wollte man dadurch herbeischaffen, daß bis zu den Bewohnern der kleinsten Dorfschaft Beisteuern erhoben wurden. Auch das geistige Leben sollte dem Einfluß des Christentums entzogen werden; den Christen wurde verboten, als Lehrer tätig zu sein. Die Bildung des Volkes wollte Julian einzig in die Hände gebildeter Heiden gelegt wissen.

Wie heute!

Die humanitäre Liebestätigkeit hat sich immer mehr vom Christentum unabhängig gemacht und hält in ihren Bestrebungen bewußt diese Entwicklungslinie inne, wie sie auch grundsätzlich religiös neutral ist. Der Mensch und menschliches diesseitiges Wohlsein ist für sie das Maß aller Dinge. Daß die Grenzen heute noch zwischen Humanität und Christentum fließend sind, liegt in der natürlichen Entwicklung des Zusammenlebens. Die kommunale und staatliche Wohlfahrtspflege stehen als politische Veranstaltungen dem Christentum noch ferner. Nach der Revolution bildeten sich weite Kreise ein, völlig ohne die bereits vorhandenen christlichen Einrichtungen auskommen zu können. Die harte Wirklichkeit hat sie inzwischen eines Anderen belehrt. Aber wer in diesen Dingen arbeitet, weiß, wie diese Kreise sich mühen, durch Schaffung von eigenen Einrichtungen die christlichen zurückzudrängen und einflußlos zu machen.

Ein neues Motiv zur Hilfeleistung an Schwachen und Hilflosen ist mit der sozialistischen Weltanschauung aufgekommen: die Solidarität des Proletariats. Hier wird die Liebestätigkeit zu einer Waffe des Klassenkampfes. Hier tritt das Bestreben, Eigenes, von der christlichen Kirche und Religion Unabhängiges zu schaffen, am schärfsten hervor.

So sehen wir denn, wie von evangelischer Nächstenliebe gegründete und bis dahin unterhaltene und verwaltete Krankenhäuser durch kommunale Anstalten abgelöst werden, wie diese kommunalen Anstalten eigene Schwesternschaften ausbilden, wie eine christliche Erziehungsanstalt nach der anderen — vom Waisenhaus bis zu den Rettungsanstalten — eingeht und kommunale Anstalten an ihre Stelle treten. Auf allen diesen Gebieten sind starke sittliche und opferwillige Kräfte am Werk. Die religiöse Pflege hat hier ja vorläufig noch einen Platz — nicht zum wenigsten durch die festgeschlossene politische Macht des Zentrums.

Aber bei großen Kreisen unseres Volkes reichen die Wünsche viel weiter. Die Versuche, in großstädtischen Krankenhäusern Geistlichen die seelsorgerlichen Besuche, den Schwestern gemeinsame Andachten zu verbieten, im Rundfunk „proletarische" Morgenfeiern einzuführen, mögen vorläufig einen allgemeinen Erfolg noch nicht haben; aber sie deuten den Weg der Entwicklung an, die eintreten wird, sobald die Machtverhältnisse es gestatten. Man wolle bei Beurteilung dieser Dinge die Organisationen wie die Arbeiterwohlfahrt, die Reichsarbeitsgemeinschaft der Kinderfreunde, die Naturfreunde, die freidenkerischen Organisationen für Feuerbestattung, den Reichsverband für dissidentische Fürsorge nicht unterschätzen, auch nicht die ethischen Kräfte der Brüderlichkeit, Opferwilligkeit, Mäßigkeit u. a. Die gesetzlichen Möglichkeiten, gleichberechtigt mit den christlichen Vereinigungen vorzugehen, sind in der neuen Wohlfahrtsgesetzgebung nach allen Seiten hin vorhanden, und es wird offen zum Ausdruck gebracht: „Wir müssen gerade durch Betonung der Religionslosigkeit in bewußten Gegensatz zu den christlichen Organisationen treten durch Gründung eigener Waisenhäuser, Erziehungs- und Fürsorgeanstalten, Kinderkrippen, Kindergärten, Altersheime, Krankenhäuser und vieles Andere." Ein ausgesprochener „Bund der Gottlosen", wie er in Rußland besteht, ist also in unseren Verhältnissen nicht mehr nötig; gleichwohl soll der Bund mit seinen verschiedenen Zeitschriften „Der Antireligiöse", „Der Ungläubige" usw. zu einer Weltorganisation ausgebaut werden.

Julian war Neuplatoniker. Auch hier noch eine Parallele! Auf die christuslose Volkserziehung, wie sie Julian plante, ist schon hingewiesen. Den allgemeinen Begriff der neuplatonischen „Weltseele" findet man auch heute wieder. Die Vernunft ist ihre reinste Ausstrahlung. Bei allen Widersprüchen im Einzelnen ist sämtlichen neuplatonischen Philosophen der Hang zur Schwärmerei und Theosophie eigen. Sehen wir nicht heute Ähnliches in den höheren Bildungsschichten? Ein Suchen und Haschen nach Religionsersatz!

Über die Untergrabung der christlichen Ethik und das moderne Heidentum, wie es theoretisch und praktisch in dem rücksichtslosen Ausleben der sinnlichen Triebe sein Recht behauptet, braucht nichts weiter gesagt zu werden. Aber auf folgenden Spielplan einiger Großstadtbühnen zum Totenfest 1927 sei noch hingewiesen: „Hokuspokus" „Wann und wo?" „Schieber des Ruhms" „Zimmer Nr. 13" „Alles nackt" „Schön sehen wir aus" „Sumpf" „Die Hose" „Der rote Hahn" „Die Hotelratte" „Paula vom Metropol" „Die geschiedene Frau".

Sicherlich, so etwas hat es immer gegeben, aber nicht in dieser unmeßbaren, die Gemüter beherrschenden Ausdehnung, in der solche Zustände als unveräußerliches Recht beansprucht werden. Nicht einmal auf engbegrenzten Einzelgebieten kann eine „Regeneration der Zustände" herbeigeführt werden, wie z. B. im Kampf gegen das schlechte Kino und die Schund- und Schmutzschriften. Wie unangreifbare Großmächte stehen sie da, die, wie ein Vertreter des Landesjugendamtes der Rheinprovinz vor kurzem ausführte, bis jetzt aus diesem Kampf als Sieger mit maßlosem Kapitalgewinn hervorgegangen sind.

Gewiß, es gibt auch andere Erscheinungen, und man kann den Gang der Entwicklung unter anderem Leitge-

danken und Gesichtspunkt ansehen. Aber eine andere Betrachtungsweise ändert an den vorhandenen Tatsachen nichts. Die Fragen der Zeit haben sich in Wirklichkeit zu der Frage zugespitzt, ob wir Christen bleiben oder wieder Heiden werden wollen.

Dem Christentum stehen Massen gegenüber, die sich immer mehr zu festen organisierten Kampfreihen zusammenschließen. Vogelstraußpolitik ist nicht am Platze. Geschlossenheit Aller, die mit Ernst Christen sein wollen, ist das Gebot der Stunde. Wicherns Mahnruf gilt unseren Tagen mehr, als denen vom Jahre 1848. An Eigenbrötelei, dogmatischem Unverstand und matter Verständnislosigkeit sind Wicherns große Gedanken vor achtzig Jahren gescheitert. Aber tot sind sie nicht. Freilich, wer im evangelischen Gemeindeleben steht, weiß, wieviele der Gemeindeglieder auf dem Isolierschemel des Subjektivismus sitzen und ihr Thrönchen in geistiger Selbstgenügsamkeit nicht verlassen wollen. Mit Schaustellungen, äußeren Aufmachungen, Kirchenfahnen und Ähnlichem schaffen wir es auch nicht. Es kommt, wie in der Front und im Kleinkampf der Gegner, auf den Einzelnen an. Daß der Kampf seitens der Christen christlich und ritterlich mit sittlich geistigen Waffen geführt werden muß, ist ein selbstverständliches Erbe Wicherns.

Lennep Hugo Heim

## Von der Prager Weltkonferenz für Frieden und Freundschaft der Kirchen

1

Schon wieder ein Weltkirchenkongreß! 1925 Stockholm, 1927 Lausanne und nun Prag. Sind die Kirchen nicht allzu kongreßfreudig? Doch man bedenke: Jahrhundertelang sind sich die Kirchen der Welt nicht begegnet. Nun aber haben sie das Große solchen Begegnens einmal erfühlt und können sich kaum genug tun im Sichwiedersehen. Jeder Kongreß geht ja auch gerade in der Stunde auseinander, in der man anfing, sich gegenseitig besser zu verstehen. Wer aber mag in den Anfängen stecken bleiben? Dazu haben sich die Aufgaben gehäuft. Jeder Tag bringt neue. Und solche, die wie Riesenlasten auf der ganzen Menschheit liegen. Ungelöst, vielleicht nie lösbar. Aber sie fordern Alle. Fordern vornehmlich die Kirchen, ihre Stimme und Tat. Die haben lange genug geschwiegen und sind oft müde zur Tat gewesen. Und wenn es nicht so wäre, wenn der griechische Gesandte in Paris, Politis, recht hätte mit seiner Behauptung, daß die Kirchen seit dem Mittelalter bis zur Neuzeit die einzigen Mächte gewesen seien, die Wirkungsvolles für den Frieden getan hätten, dann müßten sie sich erst recht treu bleiben. So ist dies Sichbegegnen gerechtfertigt und hat einen Sinn.

Dazu ist die Arbeit geteilt. Prag hatte eine andere Aufgabe als Stockholm und Lausanne. Nicht die christlich soziale Ordnung, nicht die Fragen des Glaubens, sondern die Förderung internationaler Freundschaft durch die Kirchen war dieser Weltkonferenz auferlegt. Sehr fein wurde gesagt: „Der Weltbund stellt das Prinzip des Zusammenkommens durch das Leben der Welt hindurch dar." Das ist für ihn wichtiger als bestimmte Programme. Er ist darum eine kleine und stille Bewegung, die ihre Erfolge nicht ausposaunt hat. Und er ist es heute noch, wenn er auch in 31 nationalen Gruppen in Prag auftreten konnte. Nicht krampfhafter Idealismus ist sein Arbeitsprinzip, sondern geduldige Bereitschaft zu freundschaftlichem Sichfinden und zu gemeinsamer Erwägung der Probleme in wirklicher Zusammenarbeit.

Wer so denkt, der wird den neuen Schritt der Prager Konferenz entdecken.

2

Der deutsche Zweig des Weltbundes hat das Hauptthema gestellt: die Abrüstung. Aber die Andern gingen bereitwillig auf das heikle Problem ein. In Konstanz wurde vor einem Jahr das Programm beraten und die Einladung nach Prag feierlich begründet durch den Vortrag des Neutestamentlers an der Husfakultät, D. Francis Zilka, über: „Magister Hus in Vergangenheit und Gegenwart." Sir Willoughby Dickinson arbeitete die ersten Vorlagen aus. Vier Männer, die Exponenten der großen Hauptgruppen der Allianz, berieten sie mit ihm (der Amerikaner Atkinson, der Brite Ramsay, der Deutsche Siegmund-Schultze und der Franzose Jezequel). Schon im Verlauf dieser Vorbesprechungen wurde ein radikaler Entwurf, dem Siegmund-Schultze gern zustimmte, infolge französischer Bedenken durch einen andern ersetzt. Als aber desungeachtet ein eigener französischer Vorschlag erfolgte, mußte sich auch der Arbeitsausschuß des deutschen Zweiges zu einem solchen entschließen. So lagen schließlich drei Fassungen vor, und noch trat eine holländische hinzu. Grund genug, daß die Wissenden mit mancherlei Befürchtungen nach Prag kamen.

Aber auch die Landesvereinigungen bereiteten sich vor. In Heidelberg sprach zum ersten Male öffentlich der Graf Bernstorff über die Schwierigkeiten bei den Abrüstungsverhandlungen in Genf. Wir wußten nun, der Wagen ist festgefahren. Nur eine große Bewegung unter den Völkern kann ihn hoch und vorwärts bringen. Der Politiker rief darum die Mitarbeit der Kirchen an. Aber ist das denn die Sache der Kirchen? Professor Titius gab die erste vorsichtige Antwort. Es war ein: Ja.

In Amerika unternahmen die Kirchen im Februar einen organisierten Feldzug gegen die Flottenvorlage, wie er so auch von alten Staatsmännern nicht erlebt worden war. Sie drückten die Zahl der neuen Schiffe von 74 auf 14 herunter. In England traf man sich in Manchester und lud hierzu die 20 deutschen Geistlichen, die in jenen Tagen die Gäste der englischen Freunde waren, zu tätiger Mitarbeit ein. Wir hatten zu jedem der vier gestellten Themata ein Korreferat zu übernehmen. Gleich das erste ging an die Sache heran: „Friede und Freundschaft, Ersatz für bewaffnete Sicherheit."

3

So traf man sich in Prag, als gleichzeitig in Paris der Kelloggvertrag unterzeichnet wurde. Es war ein seltener Augenblick. Die erste Vollversammlung tagte im schönen Parlamentssaale am Montag, den 27. August. Da erhebt sich Sir Willoughby Dickinson und erinnert daran, daß der Weltbund sich zum ersten Male in der Stunde versammelt hat, in der der Weltkrieg ausbrach, und nun zum siebenten Male in der Stunde der Unterzeichnung des Kriegsächtungsvertrags. Grund genug, einen Gruß nach Paris zu schicken. Dann überreicht der amerikanische Bischof Mac Dowell die persönlichen Wünsche Kelloggs zugleich mit einem von diesem selbst unterzeichneten Exemplar des Vertrags. Da standen wir doch ganz drin im weltgeschichtlichen Geschehen.

Prag. Die Bevölkerung nahm wohl nicht allzu viel Anteil, aber die Volksversammlungen waren doch leidlich besucht. Die Stadt hat reichlich viel Kongresse in diesem zehnten Gedenkjahr an das Bestehen des tschechoslowakischen Freistaates. Präsident Masaryk grüßte in einem Schreiben aus — dem Manöverfeld. Der Minister des Auswärtigen war in Paris. Doch veranstaltete sein Bevollmächtigter, Dr. Krofta, einen Empfang in den Sälen, die einst Oktavio Piccolomini bewohnt haben soll. Die Stadt lud zu einem Tee im großen Repräsentationshaus am Pulverturm ein. Der deutsche Gesandte, Dr. Koch, gab mit seiner Gemahlin einem kleineren Kreis der Deutschen ein Frühstück in seinem schönen Hause am Hradschin. Er sowie das Auswärtige Amt in Berlin begrüßten unsere Tagung herzlich. In den Kirchen hielten Kongreßmitglieder Predigten in ihrer Sprache, darunter der Führer des englischen Zweigs, der Lord-

bischof von Ripon, dessen taktvolles und tapferes Auftreten auf dem Kongreß wir Deutsche ganz besonders zu vermerken haben. Wir sammelten uns in der etwas versteckten, anheimelnden Michaeliskirche, in der Gerbergasse, in der die deutsch-evangelische Gemeinde ihre Heimat hat. Am Sonntag Nachmittag waren wir Gäste des deutsch-evangelischen Diakonissenhauses am Comeniusplatz. Das waren besonders schöne und bewegliche Stunden, in denen uns der Pfarrer der Gemeinde, Sakrausky, und D. Wehrenpfennig, der Präsident der deutschen Kirche in der Tschechei, erzählten vom Neuaufbau dieser bedrängten Kirche, von ihrer Verfassung, ihrem nationalen, sozialen, konfessionellen Ringen, ihrer Jugendarbeit und ihren Liebeswerken. „Es kann nur vorwärts gehen!" Auf denselben Ton war gestimmt, was der Träger der Arbeit der Inneren Mission, Pfarrer Claußen, berichtete. Das Diakonissenhaus, der Sonnenhof, dies kleine Bethel in Böhmen, sind Halligen in brausendem Meere. Aber unermüdet wird daran gearbeitet. Und Alles ist gebaut von der „heiligen Armut".

Die tschechischen Freunde, vor allem Professor Zilka und seine Frau, bemühten sich nicht bloß um unser leibliches Wohl und den reibungslosen Verlauf der Tage, sondern sie wollten uns begreiflicher Weise auch aus der Geschichte ihres Volkes und ihrer Glaubenskämpfe tiefe Eindrücke geben. Gewaltig wie das Erzbild des Johannes Hus auf dem Rathausplatz sollte auch das geistige Bild dieses religiösen und nationalen Heros seines Volkes vor uns erstehen. Daneben wurden immer wieder die Namen des Amos Comenius, des Peter von Cheltschitz und des Calixtinerkönigs Georg von Podiebrad genannt und als Beiträge der religiösen Bewegung in Böhmen zur Friedenserziehung und Völkerversöhnung gewertet. Die Stadt selber und ihre Geschichte redeten eine laute Sprache.

4

Die Bedeutung des Abrüstungsproblems veranlaßte die Leitung, aus der Tagung des Internationalen Komitees eine Weltkonferenz für Friede und Freundschaft zu machen. Es gingen Einladungen an die Kirchenregierungen und sachverständige Männer und Frauen aus. Zum internationalen Komitee gehören nur neun Deutsche. Zu den Vollversammlungen der Weltkonferenz waren 40 deutsche Delegierte und 20 Studenten eingetroffen. Der ganze Kongreß erhöhte sich von 120 auf 500 Mitarbeiter. Die wichtigsten und interessantesten Sitzungen blieben die geschlossenen des Internationalen Komitees und der noch kleineren Kommissionen. Die großen öffentlichen Sitzungen waren wohl zu stark überlastet mit Vorträgen und zu eng für fruchtbare Aussprachen. Bedeutende Stimmen kamen so nicht zu Wort, und ich würde mich nicht wundern, wenn pessimistische Urteile aus dem weiteren Kreis in die Welt gehen sollten. Viele mögen darum auch den sachlichen Sinn, den religiösen Realismus gegenüber dem Irrationalen, den Untiefen und Abgründen des Lebens vermißt haben. Er kam zu Wort. In den Kommissionen jedenfalls wurde an diesen Dingen nicht vorbeigesehen. Und wer nachträglich die Vorträge und seine Notizen durchliest, findet, daß die Erkenntnis der Grenzen alles Menschlichen, der Unauflösbarkeit der menschlichen und völkischen Schicksale und der tiefen Not der Sünde immer wieder ihren lauteren oder leiseren Ausdruck fand. Der Ruf an die Kirchen war nicht darum so stark, weil sie Menschen hat, die sie beeinflussen kann, sondern weil sie die Hintergründe der wirklichen Not besser erkennen soll, freilich aber auch den geheimnisvollen und unfaßbaren Ruf Gottes in seinen Dienst. Sie muß die Gottestat des wahren Friedens tun, der höher ist als alle Vernunft. So wurde z. B. eine organische Verbindung mit den sonstigen internationalen Friedensbewegungen abgelehnt aus der Befürchtung heraus, es möchte dadurch die Reinheit und Einheit dieser christlichen Friedensarbeit verloren gehen. Ein taktisches Zusammenarbeiten in einzelnen Fällen ist dadurch nicht ausgeschlossen. Ebenso wurde auf die Bedenken der Jugend gehört, die fürchtete, daß bei zu viel Vorträgen und zu wenig unmittelbarer Aussprache die Wahrhaftigkeit und Verinnerlichung verloren gehe. Und als eine Kommission auf Professor Stählins Anregung hin eine besondere Zusammenkunft der Jugend aller Länder forderte, stimmte das Internationale Komitee freudig zu und bewilligte dazu sogleich die Mittel. Man gab es zu, daß Stockholm seine Schuld an die Jugend noch nicht bezahlt hat.

In ähnlicher Weise, wenn auch nicht so energisch, meldeten sich die Frauen zur Mitarbeit an. Unter den Hauptrednern war nur eine Frau, die Holländerin Luise C. A. van Eeghen, die eine sehr interessante Zusammenstellung aller internationalen Frauenorganisationen auf religiösem, karitativem, erzieherischem und politischem Gebiete gab. Im Anschluß daran entwickelte sich eine kurze Frauendiskussion. In ihr sagte Frau Cadbury, daß der Geist der Kriegspsychose mindestens ebenso sehr in Frauenherzen wüte, wie in denen der Männer. Und Hulda Zarnack zeigte an einem tieferliegenden Orte, warum die Frauen mitarbeiten müssen. Es ist der Frauen tiefste Gabe, die Nöte nicht zu übersehen, zu wissen, daß all unsere Arbeit ein Sprung ins Dunkle ist, und dabei doch zu glauben und Alles zu wagen.

5

Über die Beratung der Resolution zur Abrüstung, die im geschlossenen Kreise des Internationalen Komitees stattfand, darf ich natürlich nicht viel sagen. Es war eine von den Sitzungen, die von inneren Spannungen geladen sind und in denen man durch einen sich plötzlich öffnenden Spalt hineinsieht in die furchtbaren Schicksale der Völker und der Seelen, in die wir gerissen worden sind. Man einigte sich schließlich auf die Fassung, die ihr Sir Willoughby Dickinson gegeben hatte. So blieb vor allem die Berufung auf den Artikel 8 des Versailler Vertrags stehen. Auf die deutschen Einwendungen hin wurde aber das Wort „Kontrolle" — es ist ein durch die letzten Jahre belastetes Wort — gestrichen, und durch eine sehr gute Wendung ersetzt. Der Schluß wurde, auch auf deutschen Antrag hin der französischen Fassung entnommen. Dagegen verzichteten wir schließlich auf jenen Satz im deutschen Entwurf, der feststellte, daß die Botschafterkonferenz die vollendete Abrüstung der Mittelmächte anerkannt hat. Entscheidend ist diese Tatsache ja für Christen nicht.

D. Siegmund-Schultze führte die Deutschen taktisch und geistig glänzend. Er fand das klare Wort für die letzten Forderungen christlicher Wahrhaftigkeit und christlichen Vertrauens. Es wäre wohl gut gewesen, wenn in diesen Augenblicken alle Kongreßmitglieder wenigstens auf einer Galerie hätten zugegen sein können *). Ebenso tapfer und entschieden war aber auch die Führung durch Sir Willoughby Dickinson. Dabei sprach er nicht bloß für sich, sondern für seine angelsächsischen Freunde. Sie waren geschlossen und in keiner Weise bereit, auch wenn sie sich jetzt gegen ihre Regierungen erklären müßten, mit halben Worten und bloß allgemeinen Erklärungen um den Kernpunkt herumzugehen. In dem ausgezeichneten Referat vor der Vollversammlung bezeichnete Dickinson jeden Versuch, sich jetzt noch vor der Abrüstung zu drücken, als verwerflich und treubrüchig. Nichts ist noch geschehen. Ist es da ein Wunder, daß das Vertrauen in den guten Willen der Staaten erschüttert ist und die Aufrichtigkeit ihrer Absichten in weiten Kreisen bezweifelt wird? Es handelt sich für ihn nicht bloß um eine politische, sondern um eine sittliche Verfehlung. Und nicht nur die Regierungen, sondern alle Bürger dieser Staaten sind dafür verantwortlich. 55 Staaten, d. h. vier Fünftel der Menschheit haben das Versprechen geleistet, und kaum Einer unter Hundert-

*) Warum eigentlich nicht? In den Parlamenten haben die Mitglieder auch das Recht, den Ausschüssen zuzuhören. D H

tausend weiß, daß er etwas versprochen hat. Wer wird sie von dem irrigen Gedanken befreien, daß eine Vertragsverpflichtung bloß Sache der Politiker und nicht die der Völker sei? Wer sonst, wenn nicht die Kirchen? Sie haben die Sache in die Sphäre der sittlichen und religiösen Auffassung gegenüber ihren Regierungen, gegenüber dem Völkerbund und gegenüber dem Internationalen Gerichtshof im Haag zu erheben. Sie haben auch von ihren Regierungen zu fordern, daß sie dem Internationalen Gerichtshof Autorität und bindende Gewalt geben, was heute noch die wenigsten getan haben, auch England nicht. Hinaus über die Politik der Allgemeinheiten — auch der Kelloggvertrag gehört noch zu dieser! In Manchester hatte er das kluge Wort gesagt, daß Locarno, Genf und jetzt Paris nur Maschinerien seien, die es allein nicht schaffen können. So müssen sich nun die Kirchen endlich entscheiden für die Politik des Geistes gegen die Politik der Gewalt. Und sie müssen ganze Arbeit tun, nicht bloß dann und wann eine Friedenspredigt halten, sondern eine wohlerwogene Stellung einnehmen auf der ganzen Front. Und alle Kirchen müssen es sein. Einmal muß sich auch die römisch-katholische in unsere Allianz einordnen.

Anders war die Stellung der französischen Freunde. Wir müssen sie verstehen aus der Lage des französischen Protestantismus heraus und wohl auch aus der eigentümlichen Auffassung des besonderen Berufs, den Frankreich gegenüber der Zukunft der Weltgeschichte für sie hat. Dazu ist das Mißtrauen gegen Deutschland noch nicht überwunden. Wem sollen sie glauben? Ihrer Presse und Friedrich Wilhelm Foerster oder den Freunden aus dem Weltbund? Wer wertet die Ergebnisse und Dinge richtig? Jene oder wir? So kam es, daß Elie Gounelle schon in der Vollversammlung Sanktionen forderte, die die Abrüstung erst möglich machen. Er sieht überall Hindernisse im Wege liegen. Es ist kein Vertrauen da, weil noch keine Sicherheit da ist. Und so konnte er sich auch nicht bereit finden, auf das Wort „Kontrolle" zu verzichten, weil es ihm klarer sagt, wie er sich allein eine abgerüstete Welt vorstellen kann. Für ihn ist auch der Artikel 8 noch nicht fällig, da in ihm auf die geographische Lage und die besonderen Umstände hingewiesen ist, die die Abrüstung ermöglichen müßten.

Hier prallten zwei Mächte aufeinander: das Verlangen nach Sicherheit und die Bereitschaft zum Vertrauen. Schon in Manchester wurde darüber mit den englischen Freunden ganz offen gesprochen. Und wie dort unser deutscher Freund Sommer unter Zustimmung jener protestierte gegen das unfromme Wort „Sicherheit", so tat es jetzt der amerikanische Freund William Merrill, der es nicht ertragen konnte, daß man durch die Anwendung des Wortes „Sanktionen" bei materiellen Dingen diesen die Heiligkeit gäbe, die nur unsichtbaren und ewigen Dingen zukomme. Tausendmal wichtiger als die bewaffnete Sicherheit ist die Gegenwart des rechten Geistes. Er gibt der Ohnmacht Macht. Und schafft das Klima, in dem der alte Haß, die Herrschsucht und die Geheimtuerei absterben, wie einst die Urwelttiere bei Veränderung des Klimas absterben mußten. Darum fordert Merrill die geduldige Bereitschaft auf dieses Klima, das von oben kommt. Der Weltbund muß der Knecht Gottes sein, der sich unbeugsam hingibt an das Endziel und dabei geduldig bleibt trotz der armseligen und unvollkommenen Mittel.

Und in die Stimmen des Westens mischten sich ebenso einhellig die Stimmen des Ostens. Auch sie entschieden sich für das Wagnis des Vertrauens, das größer ist als alle bewaffnete Sicherheit.

Und so kam es schließlich zu der einstimmigen Annahme der Resolution, wie sie dann hinausging. Auch die Franzosen stimmten nicht dagegen. Winfred Monod arbeitete bis zum Schluß mit, wenn auch mit bangem Herzen. Einige von ihnen enthielten sich der Stimme, Elie Gounelle motivierte das.

6

Aber damit ist nichts getan. Das mußte einem schon in Prag klar werden. Ja daran dachte man schon bei den Vorbereitungen. Und darum war eine ganze Reihe der Berufensten gebeten worden, von den moralischen und religiösen Grundbedingungen solchen in der Weltgeschichte unerhörten Wagnisses zu reden. Zuerst unser Reichsgerichtspräsident D. Simons. Er hielt das schon um seiner Person und seines Amtes willen am meisten beachtete Referat. Auch er prüfte in seiner ruhigen, absolut beherrschenden Art die gesetzlichen Versuche, den Krieg zu verhüten, und bejahte sie auch gegenüber solchen, die hier nur absprechen, besonders den Völkerbund und den Haager Weltgerichtshof. Aber er sieht auch die Mängel. Schon daß der Völkerbund in gewissen Fällen Kriege erlaubt, ja sogar fordert, daß das Genfer Protokoll überhaupt nicht, der Kelloggpackt nur mit allerhand Vorbehalten angenommen wurde, zeigen ihm deutlich, daß ohne moralische und religiöse Grundlagen der Friede nicht zu sichern ist. Gesetze allein sind eitel, und Eigengesetzlichkeit ist auch in politischen Fragen abzulehnen. Darum haben die Kirchen die religiösen Motive und Kräfte ins Volk zu tragen, die Forderung der Feindesliebe täglich neu zu verkünden und den Glauben an einen exklusiven, nationalen, eifrigen Gott zu bekämpfen. Geschweige denn daß sie selber das Schwert segneten. „Wie die Diener und Bekenner Christi dazu kommen sollten, Giftgase und Brandbomben oder Luftschiffe, die bestimmt sind, eine unbewaffnete Bevölkerung mit Bomben zu vernichten, zu segnen, übersteigt mein Vorstellungsvermögen." Auch die eben tagende Konferenz für internationales Recht in Stockholm, von der er kam, hat anerkannt, daß Rechtsprechung allein den Frieden nicht sichern kann. Sie wird zu oft mißbraucht durch die Lust, anzugreifen zur Stillung friedloser Leidenschaften. Darum — ohne religiösen Enthusiasmus kein Sieg auch nicht in der Abrüstungsfrage! Rufen wir auf zum Kampf für das Reich des Gottes, der nicht den Sieg des Rechtes um des Rechtes willen, sondern den Sieg seines Rechtes will. — Es war ergreifend, wie die ganz schlichten, sachlichen Worte immer mehr durchglüht wurden durch die leidenschaftlich klare Bejahung der letzten Glaubenshintergründe, und wie dieser Mann ohne Phrase ganz spontan mit „Amen" schloß. Gewiß konnte er Vieles nur kurz berühren; so besonders die Sprachenfrage der Minderheiten, und wir müssen ihn um Verdeutlichung bitten um der Minderheiten willen.

Neben den Juristen trat als deutscher Theologe Martin Rade*). Und neben die Männer des Westens der feinsinnige orthodoxe Bischof Irenaeus von Novisad mit seinem Wort von der Revolution des Herzens.

So fordert denn unsere Resolution vor allem die innere Abrüstung und Kirchen, die bereit sind, dafür sich einzusetzen Tag um Tag. Aber genügt das? Muß sie nun nicht hineingetragen werden in die Regierungen und in die Völker, die hinter ihnen stehen. An das Letztere dachte der Deutsche, der sich diese Entschließung viel kürzer, ja plakatartig wünschte. An allen Kirchen und in allen Straßen müßte sie zu lesen sein. Wer aber liest sie heute, wer hat sie überhaupt unverkürzt zu lesen bekommen? Die Zeitungen haben sie verkürzt gebracht. Und dabei ist jedes Wort hundertmal gewogen worden! Das Internationale Komitee ging auseinander, ohne über das weitere praktische Vorgehen einen Beschluß gefaßt zu haben**). Das Exekutivkomitee wird ja schon allerlei Wege begehen, um mit der Sache an den rechten Mann zu kommen, glauben wir.

Aber haben wir nicht Alle Aufgaben? Wozu waren denn die Fünfhundert beieinander? Werden nicht die Kirchen-

*) Dessen Rede steht in voriger Nummer zu lesen, deswegen konnten die folgenden freundlichen Sätze des Berichts gestrichen werden. D H

**) Das ist schwer zu verstehen. D H

regierungen bestimmt werden müssen, für die Resolution einzutreten sowohl bei den Pfarrern, als auch bei ihren Regierungen? Wird nicht eine Tat folgen müssen? Soll denn alles Papier bleiben? Oder, was nun geschieht, dem Zufall überlassen werden?

7

Alles Andere, was geboten wurde in Kongreßvorträgen oder den drei öffentlichen Volksversammlungen, konnte nur Begleitmusik sein. Ihr erstes Motiv war: Die Erziehung zum Frieden. Daß Großes, Neues dabei gesagt worden wäre, kann man nicht behaupten. Ja Manches reizte stark zum Widerspruch. Wer glaubt, daß man die Jugend durch den Hinweis auf die Furchtbarkeit der heutigen Kriege zum Frieden erziehen könne, irrt sich. Auch sonst fehlte in der Volksversammlung am Sonntag Abend alle Lebendigkeit, alles Feuer, die freie Rede und das Echo. Marc Sangnier, der erwartet wurde, kam nicht. Er hätte wohl gezündet. Schade, daß die Smetanaorgel, auf die man immer sehen mußte, stumm blieb. Interessant war immerhin, was von der tschechischen Friedensphilosophie im Laufe der Jahrhunderte erzählt wurde.

Da war eine Jugendversammlung am Montag Abend schon viel besser, wenn gleich die Jugend selber gar nichts bot. Hier durfte in seiner besonderen Weise Etienne Bach bekennen, wie er dazu kam, die Chevaliers de la paix zu sammeln, nachdem er im Ruhrgebiet, wohin er als Offizier geschickt worden war, seine Bekehrung erlebt hatte. Hier deutete Wilhelm Stählin der Jugend ihre innere Unbefriedigtheit und löste ihr die innere Stimme und die Zunge. Bis in die Nacht hinein war sie denn auch noch zusammen. Die deutsche Jugend hat ihn sicher verstanden. Wenn auch die Wenigen aus andern Ländern, dann war das eine gute Vorarbeit für eine Jugendkonferenz, die weiter führt, als es Eerde konnte in den letzten Wochen *).

In den Kommissionen gedachte man auch an die Arbeit in den Sonntagsschulen und besprach die so dringliche Schulbuchfrage. Professor Nordenskiöld hat in den letzten drei Jahren viel treue Arbeit geleistet, ohne nun auch für das Erreichte eintreten zu können. Wenig Wochen vor Prag hat ihn ein Auto überfahren. Seine Arbeit ist noch nicht vollendet, sondern muß in manchen Stücken ganz anders aufgezogen werden. Wie schwierig ist es doch, wirklich objektive Berichterstatter aus den verschiedenen Ländern zu finden! Und wie sehr fällt auch hier das Irrationale der Persönlichkeit und des gesprochenen Wortes, die oft stärker sind als das gedruckte Wort, ins Gewicht! Aus eigenster Erfahrung wies ein Minderheitenmann auf die Literaturbücher und die Lieder, die bei patriotischen Festen gesungen werden, und Anderes hin. Es ist ein besonders ernstes Kapitel aus dem Ganzen der moralischen Abrüstung der Völker.

8

Das zweite Begleitmotiv war: Die Beziehung des sozialen Fortschritts zum Frieden. Leider konnte Albert Thomas, der Leiter des Internationalen Arbeitsamtes in Genf nicht kommen. So wurden seine Referate, wie auch das des Außenministers Benesch verlesen, während der deutsche Nationalökonom (Professor Dr. von Schulze-Gaevernitz) und der französische (Donnedieu de Vabres) die ihren selber vortrugen. Ich darf nur noch einige der weitesttragenden und vieldeutigen Losungen, die uns in diesen großen eingehenden Darlegungen geboten wurden, hier zitieren. „Arbeiterschaft und Kirche müssen miteinander in den neuen Kreuzzug ziehen, um unsere Resolutionen in Solutionen umzugestalten. Sie müssen sich wieder finden und sie werden sich auch wieder finden" (Albert Thomas). „Je mehr sozialer Fortschritt, um so mehr internationale Rechtsordnung und Friede" (Benesch). „Durch Weltgesinnung und Weltwirtschaft zum Weltfrieden" (v. Schulze-Gaevernitz). „Die ungeheure Zusammenballung der ökonomischen Kräfte auf allen Gebieten in der Welt werden nur dann dem Frieden dienen, wenn die Staaten, der Völkerbund, die Kirchen Bindungen auferlegen, die die gegenteiligen Gefahren, die in dieser Zusammenballung liegen, hemmen" (de Vabres).

Noch blieb Vieles unbeantwortet, und Manchem standen große Fragezeichen hinter diesen Sätzen. Von den Dämonien, die sich in der Frage der sozialen Gestaltung und der neuen Weltwirtschaft offenbaren und die die allergrößte Gefahr für den Weltfrieden sind, war wenig die Rede. Ebenso auch nicht von dem Bevölkerungsproblem, dem Geburtenrückgang und dem Geburtenüberschuß, dem Bodenüberschuß oder dem Landmangel. Lauter schwerwiegende Wirklichkeiten, die sich hier treffen. In Worten, wie „Mitteleuropa", „Vereinigte Staaten von Europa" stiegen sie leise auf. Aber absolute Lösungen sind auch diese nicht.

9

Ein drittes Motiv der Begleitmusik war die Lage der Minderheiten. Sie wurde vor allem in den Kommissionen behandelt und gipfelte dort in einem dringenden Appell an den Völkerbund, doch endlich eine dauernde Kommission einzusetzen, die das Problem immer wieder studiert, das Kontrollrecht über die Minderheitsbestimmungen hat und ihre Klagen entgegennimmt. An diesem Punkte ist das Religiöse und das Politische unserer Arbeit aufs Innigste verbunden. Das klang auch dann und wann in den Vorträgen der Vollversammlung an. So besonders bei Simons und in dem eindrucksvollen viersprachigen Referat des tschechischen Unterrichtsministers Dr. Hodza. Immer noch zieht diese Not als Klage und als Anklage über die ganze Welt. Der Weltbund ist auch in den letzten Jahren wieder, besonders auf die unermüdlichen Anregungen Sir Willoughby Dickinsons hin und durch seine Regionalkonferenzen, Tröster und Helfer gewesen. Und er muß es immer mehr auch in Zukunft werden. Das christliche Gewissen muß ein feines Empfinden haben gegenüber jedem Versuch, die Verträge zu ignorieren oder zu umgehen. Und das nun endlich einstimmig angenommene Memorandum über die Aufgaben des Weltbundes, das wir Siegmund-Schultze vor allem verdanken, zeigt gute Wege, die zum Ziele führen können.

10

So reichten sich die Nationen in Prag ihre Gaben. Jeder der Mitarbeiter, die in diesem kurzen Bericht ja lange nicht alle genannt werden konnten, war doch immer wieder typischer Vertreter seiner nationalen Eigenart, leidenschaftlich seinem Volkstum verbunden. Und doch vereinigten damit die Meisten jenen Universalismus, der das Nationale nicht erschüttert. Man genießt dies farbenreiche Bild erst so recht bei der Rückschau. Es war ein Reichtum von Motiven und Ideen, Formen und Formungen, ein Sichhinabsenken in die an Unterschieden so reiche Welt der irdischen Realitäten, und doch dann wieder ein Sich-Suchen und Finden aus aller Vereinzelung in Einer großen Menschheitsaufgabe. Trotz aller Verschiedenheiten Eine Grundhaltung, die uns zusammenführte: die Verpflichtung gegenüber dem göttlichen Auftrag.

Es ist ein Ruhmestitel von Prag, daß dort zwei Wochen vor Genf die ganze Wahrheit über die Abrüstung gesagt worden ist, und nicht bloß von Deutschen, sondern ebenso sehr von den Freunden aus aller Welt. Es haben sich dabei allerdings auch die tiefsten Abgründe aufgetan, aus denen Angst und Furcht, Übermut und Selbstsucht aufsteigen, das Irrationale des unerlösten Menschenherzens, das sich in den Einzelnen und in den Volksindividualitäten offenbart. Das liegt tiefer, als alle politische Motivierung. Und höher als alle politischen Gesetze liegt das Irrationale des wirklichen Opfers, in dem doch schließlich die

*) Über Eerde ein Wort in nächster Nummer D H

einzige endgültige Lösung liegt für die, die in Prag zusammengekommen waren. Aber sollen diese Wege des Irrationalen nicht auch in der großen Politik beschritten werden? Darin liegt doch erst die Erlösung von der Eigengesetzlichkeit! Soll die große Politik ganz ohne Prophetie, ohne die Weihe bleiben, von der Erzbischof Soederblom im Schlußgottesdienst in der St. Nikolauskirche am Markte sprach?

Es handelt sich um eine Entscheidungsschlacht. Das zu verkünden, ist die Pflicht der vereinigten Kirchen in eigner Buße und tapferem Glauben. Der Weltbund hat es versucht, tapferer und einiger als früher. Inniger zusammengeschlossen, über falsche Rücksichtnahme hinausgewachsen zu jener Freundschaft, die ohne Wahrheit und Liebe nicht sein kann. Das war der Schritt vorwärts über Kopenhagen, wo der amerikanische Rechtslehrer Hull fast mit demselben Gedanken, wie er sie nun wieder in Prag aussprach, zum ersten Male an das Problem rührte und scheiterte, und auch über Stockholm.

Und der Weltbund wird weitere Schritte tun. Mögen ihm seine Führer bleiben! Der ehrwürdige Mann, der mit seinem erzbischöflichen Amte nicht auch diese ihm seit jeher heilige Aufgabe niederlegen wird: Dr. Randall Davidson. Seine Sekretäre, vor allem Sir Willoughby Dickinson, der sein ganzes Leben und Sinnen in seinen Dienst gestellt hat, und unser Siegmund-Schultze! Und möge er Christen finden, die nicht bloß im Tal stehen bleiben und mit dem Fernglas die kühnen Bergsteiger verfolgen, die an den steilen Hängen emporklimmen, oder gar die Narren belächeln, sondern den Stab selber in die Faust nehmen und in Gottes Namen den Aufstieg wagen!

Der kluge, feinsinnige und stets gerechte Vorsitzende des Kongresses, der dänische Bischof und Kirchenhistoriker D. Ammundsen, begann mit dem Worte: „Unsere Kräfte sind schwach, aber die Kräfte von oben sind gezeigt." Damit will ich schließen.

Heidelberg Hermann Maas

## Evangelische Pressewoche am Rhein

Das gastfreie Köln beherbergte vom 16. bis 21. August gegen 300 christliche Pressevertreter des In- und Auslandes in seinen Mauern. Eine kulturelle Tat — wie wir die Pressa wohl nennen dürfen — legt solchen Organisationen, die sich mit dem Grundgedanken der Ausstellung berühren, den Besuch der Pressa-Stadt zum Zweck ihrer Tagungen ohne Weiteres nahe. So war der Gedanke einer evangelischen Pressewoche in Köln von vornherein gegeben.

Wenn wir am Schluß der Tagung auf das auch innerlich Miterlebte Rückschau halten, um unsern Lesern und Freunden einen Eindruck vom Ganzen zu geben und die leitenden Gedanken der Vorträge und der ihnen sich anschließenden Aussprachen herauszustellen, so darf der Aufbau des Ganzen insofern ein glücklicher genannt werden, als er auf die Verbandstagung der deutschen evangelischen Sonntagspresse den dritten Deutsch-evangelischen Pressetag und schließlich die erste Internationale christliche Pressekonferenz folgen ließ — eine wohlgelungene Staffelung.

Wichtiger jedoch als dieser äußere Rahmen scheinen mir die vier Gedankenkreise zu sein, welche wiederum eine organisch sich ergebende Ausweitung des reichen Stoffes in der Weise darboten, daß man von der Bedeutung der religiösen Volkspresse (1) zu einer auch wissenschaftlich zu erfassenden Planwirtschaft (2) überging, um dann über das Verhältnis der christlichen zur Tagespresse (3) sich klar zu werden, und endlich die Verbindungsfäden zwischen der religiös-christlichen Presse in den verschiedenen Ländern zu knüpfen und ihre internationalen Aufgaben (4) herauszuarbeiten.

1

Zuerst Einiges über die Bedeutung der religiösen Volkspresse, wobei wir im Interesse der Herausstellung des Wesentlichen und mit Rücksicht auf unsern Leserkreis von geschichtlichen Rückblicken absehen möchten. Immer wieder anregend und erfreulich wirkten die präzise, knappe Form und bei allem Ernst des Stoffes der ab und zu hervorquellende Humor der Vortragenden. Prälat Wurm-Heilbronn zerlegte sein Thema über „Die Bedeutung unserer religiösen Volkspresse im Haushalt des kirchlichen Lebens" in die drei Fragen nach dem Dienst, den die religiöse Presse der Kirche leistet, nach den Anforderungen, welche dieser Dienst an Inhalt und Form der Presse stellt, und nach dem, was seitens der amtlichen Organe der Kirche geschehen könne, um ihr diesen Dienst zu erleichtern. Manchem von uns ist es vielleicht noch nicht zum Bewußtsein gekommen, daß die seit etwa hundert Jahren bestehende religiöse Presse nicht von der Kirche ihren Ausgang nahm. Die Blätter standen zunächst in keiner Beziehung zur Kirche, es sei denn, daß sie im letzten Grunde für die Kirche arbeiteten. Der ursprünglich missionarische Charakter der Presse wandelte sich um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts in einen mehr volkskirchlichen, wobei deutlich der Einfluß Sulzes zu erkennen ist. Der Gemeindegedanke bricht sich Bahn, wie ja auch unsere CW ursprünglich sich ein „evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten" nennt. Zwischen dem Gemeindeblatt und späteren Sonntagsblatt sind die Übergänge fließend.

Die evangelische Sonntagspresse leidet an der eigenen Fülle. 5 100 000 Exemplare! Man konnte dem Referenten nur dankbar dafür sein, wenn er den Herausgebern den Rat gab, den Inhalt nicht zum wenigsten durch den Blick auf die in der Peripherie Stehenden beeinflußt sein zu lassen und vor allem Geschmacklosigkeiten, Langeweile und Richtgeist auszuschalten, wie auch die Haltung zum Judentum, Rom, Freikirchen und Sekten vom Geiste der Weisheit, Selbstkritik und Maßhaltung bestimmen zu lassen. Hoffentlich hat Redner recht, wenn er die Zeit der kirchenpolitischen Kämpfe für vergangen erachtet, weil aus der Krisis des Dogmas die Krisis des Menschen geworden sei, wie wir ihm darin beipflichten müssen, daß die religiöse Sonntagspresse politisch neutral sein soll. Leider sind wir noch lange nicht so weit!

2

Das Verdienst, den gesamten Fragenkomplex dauernd auf der Höhe wissenschaftlicher Betrachtung gehalten zu haben, gebührt ohne Zweifel Professor D. Hinderer, dem Leiter des evangelischen Preßverbandes. Er zog nicht nur aus der Statistik des evangelischen Schrifttums die notwendigen, unerbittlichen Folgerungen, sondern er versuchte sogar, „Wege zu einer evangelischen Planwirtschaft" aufzuzeigen. Das seit 1½ Jahren bestehende Zentralarchiv für das christliche Schrifttum sucht den Gesamtbestand der evangelischen religiösen Presse zu erfassen und unter dem Gesichtspunkt der Kirchenkunde zu archivieren. Noch fehlen fast sämtliche Voraussetzungen zur Erarbeitung einer zuverlässigen Statistik, woran die amtlichen kirchlichen Stellen nicht ganz unschuldig sind. Die kirchliche Presse als kirchlicher Besitz ist noch nicht entdeckt. Auch die Schwierigkeit in der Begriffsabgrenzung (Kirchenzeitung, Gemeindeblatt, Sonntagsblatt) ist noch nicht behoben. Der Mangel an Verständnis wie auch an Kenntnis der Dinge und an Ernst steht so oft hindernd im Wege. Die Tatsache, daß den 3300 evangelischen Blättern mit einer Gesamtauflage von fast 14 Millionen Exemplaren 3200 deutsche Tageszeitungen mit 15 Millionen Exemplaren Auflage gegenüberstehen, könnte in dem oberflächlichen Beobachter das Gefühl der Zufriedenheit erwecken, wenn nicht die Erscheinungsweise entscheidend in

die Wagschale fiele. Dabei sprechen zu Gunsten der Tagespresse das Erscheinungstempo, die Stofffülle, die Aktualität und die gewaltige Suggestionskraft, welche hinter ihr steht, während anderseits zu Gunsten der religiösen Presse sprechen: das persönliche Verhältnis zwischen Leser und Blatt, das ein Vertrauensverhältnis ist, die Möglichkeit, weit mehr an Seelen- und Gemütskräfte der Leser zu appellieren, die größere Nachdenklichkeit, weil unsere Blätter erst Tage nach den Ereignissen erscheinen, wobei Eindrücke der Tagespresse durch unsere Presse neutralisiert werden können. Man schätzt, daß 35% aller Evangelischen vom religiösen Lesestoff erreicht werden. Auch hat sich in der evangelischen Presse ein Prozeß der Dezentralisation vollzogen, so daß ständiges Wachstum der Erscheinungen zu beobachten ist; die Auflagen wachsen von Jahr zu Jahr. Festzustellen ist noch ein hoher Prozentsatz der Sektenpresse, deren Verbreitung größer ist als der Personenstand.

Das gesamte deutsch-evangelische Schrifttum hat sich im Evangelischen Pressetag zu einer losen Vereinigung zusammengeschlossen, die im Rahmen der Pressewoche ihre Versammlungen abhielt. Das in Kürze soeben Berichtete fand hier durch Hinderer seine bedeutsame Ergänzung. Es sollen Wege zu einer Planwirtschaft gesucht werden. Sie müssen gesucht werden, da wir in einem Prozeß der Auflösung der sittlichen Werte stehen. Das bedeutet auf das Ganze gesehen, ob christliche oder nichtchristliche Majorität in der Welt der Presse ausschlaggebend sein soll. Im Vergleich mit Rom sind wir insofern im Nachteil, als hier die Kräfte bereits organisiert sind (actio catholica), während auf evangelischer Seite noch immer Planlosigkeit, Geschäftsführertum und Engageistigkeit herrschen. Die Wirkung ist Kraftvergeudung, Mangel an Niveau. Deshalb kommt man an der Frage nicht vorbei, ob die Ökonomie unserer Arbeit vor Gott bestehen kann. Da die Wege der Reglementierung, der Uniformierung und der Zentralisation für uns nicht gangbar sind, so muß ein Ordnungsbau der Zwecke und Mittel in unserer Arbeit (Planwirtschaft) angestrebt werden. Auf eine dreifache Weise glaubt man dieses Ziel erreichen zu können: durch Rationalisierung mit dem Ziel der Kräfteersparnis und Kräftesteigerung, durch Beschränkung, durch Ordnung (freiwillige Abgrenzung des Bestehenden gegeneinander) und durch Sammlung (Konzernierung und Konzentrierung). Diese Planwirtschaft könnte etwa in Tätigkeit treten auf technischem Gebiet (gemeinsamer Einkauf), in der literarischen Produktion, wobei das Vereinsschrifttum zu beschränken wäre, und auf dem Gebiet des Tagungswesens. Recht beachtliche Gedanken, welche aber zu ihrer Verwirklichung noch etwas Zeit gebrauchen werden.

3

In einen ganz andern Fragenkomplex führte Professor Rapp-Freiburg die Erschienenen mit seinem Vortrag über „christliches Ethos und Presse". Seine mitunter etwas einseitig akzentuierten Ausführungen verdienen es, einem weiteren Leserkreise zugänglich gemacht zu werden. Denn es ist ohne Zweifel eine Frage von grundsätzlicher Bedeutung, ob man die „Pressa" und die evangelische Kirche in einem Atem zusammen nennen darf. Das religiöse Wort geht auf Macht aus, es will Geistigkeit und Überzeugung wecken. Seine große Zeit beginnt mit der Drucktechnik. Luther ist der erste Publizist großen Stiles. Am Wort hängt eine ganze Literatur. Das heutige Geschlecht kann das religiöse Wort nicht mehr recht hören; das Auge scheint dem modernen Menschen wichtiger zu sein als das Ohr. Man will sehen. Der Redner ist vielfach Gegenstand des Mißtrauens. Für die Kirche folgt daraus, daß sie dem geschriebenen Worte mehr Bedeutung zumesse.

Ist die moderne Zeitung für christliche Gedanken offen? die Zeitung, welche Redner ein Geistwesen für sich, eine Persönlichkeit, eine eigene Dämonie nennt? Entstanden in der Zeit der Emanzipationskämpfe stamme die Zeitung aus dem Geist des Liberalismus, der bis heute ihr Lebensblut sei und sie so kulturselig mache. In der vergangenen Epoche habe sich die Zeitung nicht um das christliche Ethos bekümmert, vielmehr sei sie darauf angelegt, die Natur zu bejahen. Da nun das christliche Ethos der Natur den Geist, die Zucht gegenüberstelle, sei eine Auseinandersetzung unvermeidlich.

Die Zeitung reißt die Menschen in die Welt hinein. Die Öffentlichkeit formt die Presse. Die im Journalismus Tätigen werden — auch ungewollt — in die Erregbarkeit hineingezogen. Dies aber ist der christlichen Lebenshaltung entgegengesetzt, weil diese den Menschen mehr nach innen drängt. Christliches Ethos ist ruhig und gefestigt und verlegt den Schwerpunkt des Christen in sich und nicht in die Welt. Um die Zeitung herum ist Masse; aber der Christ weiß, daß er selbst ein Ich ist, nicht bloß Masse. Der moderne Zeitungstyp hat die immanente Seele der Zeitung entdeckt und folgt den Gewohnheiten des Massenpublikums. Er schließt den wechselnden Interessen der Umgebung sich an, um den Weg zu den Gehirnen der Menschen zu finden. So entsteht Zeitungsmacht.

Was ist da zu tun? Soll man ihr den Krieg erklären, wie die katholische Kirche dies getan hat, welche das christliche Ethos mit Wall und Graben umgibt? Nein. Es gilt vielmehr, die Zeitung so zu nützen, wie sie ist, damit wir in sie hineinkommen. Dazu sind jetzt die Zeiten besser als jemals. Denn auch die Zeitung ist einer erzieherischen Sendung verpflichtet. Will sie das wahre Gemeinwohl vertreten, so schließt dies auch die bürgerliche Moral ein. Nicht einmal die sozialdemokratische Presse ist heute christentumsfeindlich. Und weil die moderne Zeitung alles registrieren will, kann sie auch dem christlichen Ethos sich nicht entziehen — sicherlich nicht in einem demokratischen Zeitalter.

In dieser Richtung sollen in erster Linie die Dinge am Wort wirken. Das möge die Kirche bedenken und den Charismatikern des Wortes die Bahn frei machen, zumal auch die Zeitung Geister und Talente braucht, damit der Bedarf an Kräften nicht etwa bloß von einem sittlich kaltschnäuzigen großstädtischen Literatentum gedeckt wird. Pfarrern mit literarischer Neigung und Begabung öffnen sich damit neue Wege, dem christlichen Ethos gleichfalls. Geschlechtsmoral, Erotik, Pazifismus, Nationalitätenstreit müssen aus dem christlichen Zentrum heraus betrachtet und gewertet werden, was der professionelle Literat nicht kann. Grundvoraussetzung für diese neue Art der Arbeit ist in erster Linie Vorurteilslosigkeit, auch die religiöse. Dann wird ein weiteres Betätigungsfeld geschaffen, welches die sittliche Not unseres Volkes für wichtiger hält als die politische Not. Er wird desto mehr Rückhalt finden, wenn er nicht aus sich selbst redet, sondern als Wortführer einer Gemeinde das Wort nimmt.

4

Damit war sinngemäß die Brücke zu einer Betrachtung der internationalen Aufgaben gegeben. Die erste Internationale christliche Pressekonferenz schloß sich an, eingeleitet nicht nur durch eine kurze Andacht wie auch die andern Versammlungen, sondern durch ein gemeinsames Unservater, von einem Jeden in seiner Landessprache gebetet. Zum Vorsitzenden wurde Professor Hinderer gewählt, dem je ein Vertreter jeder Sektion der Stockholmer Konferenz beigegeben wurde. Die Verhandlungssprachen waren Deutsch, Englisch, Französisch. Die seit 1926 als offizielles Organ der Stockholmer Konferenz bestehende internationale Pressekommission hat in einer Reihe europäischer Länder wie auch in Amerika geistesverwandte Bundesgenossen gefunden, deren Aufgabe zunächst die ist, für die ökumenischen

Gedanken und Ziele auch durch die Presse Boden in den einzelnen Ländern zu gewinnen, damit sie nicht bloß Sache der Führer bleiben, sondern Sache des Kirchenvolkes werden.

Der religiöse Unterbau für diese Arbeit war durch das von Professor Hinderer behandelte Thema gegeben: „Der Ruf Gottes an die Presse". Wie schon am Anfang der Stockholmer Arbeit der Primat des Sittengesetzes für alle Gebiete des Lebens anerkannt worden ist, so glauben wir auch an einen Ruf Gottes an die Presse. So schwierig die Begriffsbestimmung der „Presse" sein mag, so darf man sie vielleicht als Ausdruck der Zeit bezeichnen; wer die Presse ändern will, muß die Zeit ändern. Da die Presse aber auch Macht ist, so schafft sie Weltgesinnung, Weltschicksal. Macht aber ist Gabe; dies schafft aus ihr eine sittliche Macht. Darum gibt es einen Ruf Gottes an die Presse, was ihr erst ihre wahre Würde verleiht und wahre Freiheit vom Dienst des Geldes. Berufung aber bringt Verantwortung mit sich nach drei Seiten: zum Dienst der Wahrheit, der Gerechtigkeit unter den Völkern und des sittlichen Ernstes in der Ehrfurcht vor der ewigen Norm. Es gilt, nicht außerhalb der Presse Stellung zu nehmen, sondern innerhalb. Tüchtige Männer in den Preßverbänden sollen den Sinn für Mitverantwortung am Geist ihrer Zeitung wecken, weil Mitarbeit stets besser sei als Kritik. In dieser Erkenntnis sollen in den verschiedenen Ländern eigene Einrichtungen geschaffen werden: unabhängige Auskunftstellen, Materialsammelstellen. Dazu möge der Rat der Kirchen ein sittliches Credo bearbeiten, auf das sich die Vertreter der christlichen Presse aller Länder stellen könnten.

Die Ausführungen des Versammlungsleiters fanden ihre Bestätigung, Beleuchtung und Ergänzung durch die Sprecher der Schweiz, Englands, Frankreichs, Nordamerikas u. a. m., und wir hörten die Vermutung des Bischofs Ketteler wiederholen, daß Paulus, wenn er heute lebte, Journalist wäre. Es wurde deutlich, daß der ökumenische Gedanke auf dem Marsche ist, um auch seinerseits in den Hexenkessel der Meinungen in der Welt die ewige Wahrheit des Christentums hineinzutragen.

Der Weg, auf dem dies verwirklicht werden soll, wurde durch das Thema der zweiten Hauptversammlung aufgezeigt, das gleichfalls von Professor Hinderer eingeleitet wurde: „Was kann die religiöse Presse zur Förderung der ökumenischen Bewegung tun?" Man war nicht blind gegen die Hemmnisse, die der religiösen Presse im Wege stehen, und tadelte die Selbenheit, mit der Berichte über die in Stockholm geleistete Arbeit erschienen. Man suchte den Haupthinderungsgrund wohl nicht mit Unrecht auf politischem Gebiet, auf dem noch große Erschütterungen überwunden werden müßten; man fand auch auf kirchlichem Gebiet im Kirchenpatriotismus, im Rivalitätsgeist und in synkretistischer Mengerei schwere Hindernisse, so daß man den Vorwurf eines falschen Optimismus nicht erheben kann. Der gefährlichste Weg sei Einigung durch Übersehung der Unterschiede. Gangbare Wege eröffnen sich in inhaltlicher, methodischer und organisatorischer Beziehung. Zunächst gilt es, in den Nationen dafür Verständnis zu wecken, daß es Gottes Wille sei, der zur christlichen Einheit drängt und daß die Völker in Gesamtschuld und Gesamtverpflichtung miteinander verbunden sind. Die Zerrissenheit der Christenheit unter sich ist gerade Ärgernis genug. Vor allem aber muß der neue große Gesichtspunkt betont werden, daß die Erde kleiner geworden und die Völker einander näher gerückt sind; die Verantwortung für die Menschheit als Ganzes muß die Geister der Führenden erfüllen.

Was die methodische Arbeit für die ökumenische Bewegung angeht, so muß der Kampf gegen das Kirchenschlagwort, gegen eine voreingenommene Polemik geführt werden. Wie viel können die einseitig gezeichneten Bilder fremden Kirchentums schaden! Vielleicht wird ein einzurichtender Berichtigungsdienst darin Wandel schaffen. De fratre nihil nisi bene! Und nicht bloß dies, sondern auch: eine ökumenische Nachricht darf nicht bloß interessant, sondern muß auch typisch sein, eine Nachricht, der man Deutung und Bedeutung gibt. Auch könnte neben eine solche Nachricht der Artikel treten aus der gesamten ökumenischen Welt, in dem dann allerdings auch die Terminologie geändert werden müßte: ökumenisch = gemeinchristlich, Denomination = Kirchengemeinschaft. Schließlich werden in organisatorischer Beziehung Informationsreisen in fremde Kirchengebiete und Schriftleiterkonferenzen empfohlen.

Auch dieser Stoff wurde von den Sprechern des Auslandes in Ansprachen noch besonders behandelt, die wir einzeln auch nicht einmal andeutungsweise wiedergeben können. Nordamerika, Griechenland, Holland, Polen, Österreich kamen zu Wort; die Einigkeit im Geist war der rote Faden, der sich durch alle Berichte hindurchzog, ohne daß ernste Selbstkritik unterdrückt worden wäre. Über allem aber lag der starke Glaube und die freudige Hoffnung: das Reich Gottes ist unser.

Alle genannten Versammlungen fanden im Gemeindesaal der Evangelischen Schau auf der Pressa statt, der sich zu solchen Veranstaltungen als besonders geeignet erwies. Rings an den Wänden lagen in langen Glasschränken die Neuerscheinungen der protestantischen Theologie und Geistesgeschichte; auch die „Christliche Welt" in ihrem lichtblauen Gewande grüßte Tag für Tag die Kongreßbesucher, während von der den Rednern zugekehrten Wand die Charakterköpfe der evangelischen Geisteswelt auf die bunt zusammengesetzte Versammlung herabschauten. Ein Festgottesdienst in der Pressakirche, in dem Präses D. Wolff-Aachen predigte, vereinigte am 21. August eine große andächtige Gemeinde. Die evangelische Arbeitsgemeinschaft für Rundfunk, die evangelische Hauptstelle für Volksmusik (Heinrich Schütz-Kreis) und der deutsch-evangelische Volksbildungsausschuß hielten an den Nachmittagsstunden ihre Tagungen ab; auch fand sich noch Zeit zu einer Besichtigung der der evangelischen Gemeinde Köln als Ersatz für die Pantaleonskirche übereigneten und in feinsinniger Weise restaurierten Karthäuserkirche, welche am 16. September den gottesdienstlichen Gebrauch übergeben worden ist. Alles in Allem eine reiche Fülle, welche das Gefühl der Befriedigung und des Dankes wohl in allen Teilnehmern lebendig werden ließ, ein Gefühl, das auch der Stadt Köln gegenüber für den festlichen Empfang zu Ehren der internationalen christlichen Pressekonferenz im altehrwürdigen Gürzenich noch besonders warm bekundet sein möge.

Nach außen hin bildete die gewaltige öffentliche Kundgebung in der 5000 Menschen fassenden vollbesetzten großen Messehalle am Abend des 20. August den Höhepunkt der Pressewoche. Stellte der Leiter dieser Versammlung, Professor Deißmann-Berlin den aus der Menschheitskatastrophe des Weltkrieges herausgewachsenen Primat des christlichen Ethos in den Mittelpunkt seiner Begrüßung, so behandelte Erzbischof Söderblom-Upsala in seinem Vortrage den „Apostolat der Presse", die er als Spiegel der Geschichte und als Licht im Dienst der Wahrheit darzustellen wußte, während der holländische Arbeitsminister, Professor Dr. Slotemaker de Bruine (Haag), der Frage des Friedens und der Völkerverständigung begeistert das Wort redete.

Möge aus den reichen Anregungen, die allen Teilnehmern geworden, in der Folgezeit eine reife Frucht erwachsen, daß wir in unsern Hoffnungen auf die Wahrheitsmacht und die Siegeskraft der christlichen Presse in aller Welt nicht zu Schanden werden!

Köln Karl Becker

## Vom Kirchenbesuch der Theologie-Professoren

Der Mahnruf „Etwas vom Kirchenbesuch der Religionslehrer" in Nr. 11 hat die Aufmerksamkeit erregt, die zu erwarten war, und auch zu einiger Aussprache geführt. Der Kirchgangspflicht ist die evangelische Freiheit entgegengehalten worden. Kein Zweifel, daß der evangelische Christ diese Freiheit hat und daß die evangelische Kirchengemeinschaft mit ihrem Gottesdienst gewisse Bedingungen erfüllen muß, damit das zugehörige Individuum auf den individuellen Gebrauch seiner Freiheit verzichtet und als Glied sich in das Gesamtleben der Gemeinde einordnet. Ich bin aber der Meinung, daß man es mit diesen Bedingungen von Seiten des Kirchengliedes nicht zu streng nehmen und in seinem eigenen ganz persönlichen Zugehörigkeitsgefühl tapfer und treu der Gemeinde entgegenkommen soll.

Von den Religionslehrern war die Rede. Sie sollen, das war die Meinung des ersten Redners, nicht nur sechs Tage lang in der Schule Religion lehren, sondern von ihrer Religion auch am Sonntag vorbildlichen Gebrauch machen. Das gilt natürlich auch von den Theologie-Professoren. Und auch hier begegnen uns Klagen, Anklagen, fromme Wünsche von der einen, Verlegenheiten, stumme oder laute Rechtfertigungen von der andern Seite.

Die Zahl der Männer, auf die es hier ankommt, ist viel geringer, ihr Verhalten vielleicht um so beachteter. Wenn ich mich aber weiterhin dazu äußere, so bitte ich nur keine geschwinden Schlüsse auf lokale und personale Beobachtungen zu machen. Ich rede so wenig von Marburg, wie der erste Redner von Bremen redete. Man hat doch seinen weiteren Horizont. — Wo ich meine Erlebnisse vortrage, werde ich das sagen.

Rein theoretisch betrachtet müßten die Theologie-Professoren wie die Theologie-Studierenden die allerbesten Kirchenbesucher sein. Denn diese wollen ja ihre ganze Zukunft in erster Linie dem gottesdienstlichen Leben der Gemeinde widmen, und jene wollen sie dafür ausrüsten. So verschieden nun die Einzelnen sich verhalten mögen, der Gesamtzustand bietet nicht das erwartete Bild. Lassen wir die Studierenden bei Seite, deren ernsteste und eifrigste doch vielleicht verwandte Situationen durchmachen. Der Theologie-Professor erfährt eine innere Hemmung gegenüber dem Sonntagsdienst gerade von da her, daß er es die ganze Woche hindurch mit Sonntagsdienst zu tun hat.

Es ist doch ein großer Unterschied, ob der Bauer, Handwerker, Kaufmann oder Naturwissenschaftler zur Kirche geht oder der Theologie-Professor (und Religionslehrer). Jene alle haben es viel nötiger. Vorausgesetzt, daß der Theologie-Professor (und Religionslehrer) die Woche über ganz bei seiner Sache ist. Jene alle erfahren die Wohltat, daß sie des Sonntags in der Kirche mit einer Gedanken- und Seinswelt in unmittelbare Berührung kommen, die ihnen während der Woche in der Regel fernbleibt. Ich rede von dem bürgerlichen Durchschnittsbesucher der Kirche, nicht von dem Pietisten (der ja entweder vom kirchlichen Gottesdienst nicht genug hat und noch seine Stunden hinzubegehrt, oder jenen meidet um lieber mit seiner Gemeinschaft zu feiern). Genug, der ernste Professor denkt die ganze Woche Gott und dient die ganze Woche unmittelbar Gott. Man sage nicht: er tut das in profaner Weise. Oder: er schafft doch nur an der Peripherie. Diese Peripherie ist der Saum der Gottheit. Und was weiß man? Ein bestimmtes Bedürfnis, das jedenfalls beim Kirchenbesuch des schlichten Christenmenschen mit im Spiele ist, wird ihm die ganze Woche über erfüllt. (Wie auch dem Religionslehrer. Es gibt Männer und Frauen an deutschen Schulen, die keinen andern Unterrichtsgegenstand haben als Religion.) Nun kann man schnell sagen: er muß eben darum am Sonntag auf ganz andre Weise von Gott hören. Er muß auch einmal nicht Gebender, sondern Empfangender sein. Schon recht; aber da fragt sich eben, ob nicht seine Seele gerade am Sonntag ganz anders reagiert, und ob nicht gerade er berechtigt ist, als Empfangender besondre Ansprüche zu machen. Vielleicht sehnt er sich nach einer rechtschaffenen Predigt, hat aber nicht die Kraft eine geringwertige zu hören. Vielleicht sehnt er sich aus seiner Studierstube heraus nach einer lebendigen Gemeinschaft, aber die findet er nicht in seiner Kirche. Vielleicht hat er es lange versucht und gesucht und dann aufgegeben.

Man liest in Lebensbeschreibungen von Theologie-Professoren, daß sie in ganz inniger Freundschaft mit einem Prediger des Ortes gestanden und niemals unter seiner Kanzel gefehlt hätten. Das beweist gar nichts. Man weiß von Professoren, die gern und oft zu einem Pastor ganz andrer Richtung in die Kirche gegangen sind. (Natürlich liberale zu orthodoxen; umgekehrt kommt das kaum vor.) Es gibt auch Professoren genug, die mehr oder minder regelmäßig die Kirche besuchen. Aber dieser Stand ist schwer als Masse zu fassen. Es muß der Individualität ein besondrer Spielraum gewährt werden. Und sie ist oft ungemein spröde.

Dennoch darf man einen weiteren Hinderungsgrund für den Stand geltend machen. „Sechs Tage sollst du arbeiten." Ich glaube nicht, daß jemals in Deutschland einer Professor geworden ist, auch der Theologie, der dieses Gebot gehalten hätte. Ich halte das für ausgeschlossen, ja unmöglich. In späteren friedlichen Zeiten mag er für sich und seine Familie eine gewisse Sonntagsruhe stabilieren. Aber ein Privatdozent, der nur sechs Tage arbeitet, ist verloren. Unter welchem Druck kommen die ersten großen Vorlesungen zustande. Ich erinnere mich mit Schrecken an das Semester, wo ich zum ersten Male Luthers Theologie las. Da heißt es: nimm alle Kraft zusammen, auch den Sonntag.

So könnte man dann in den Ferien zur Kirche gehn. Es gibt Professoren, die in den Ferien das fleißig tun. Und am liebsten auswärts.

Es ist jedenfalls etwas Besondres um den Sonntag des Gelehrten. Mich wandelte, seit ich Akademiker war, des Sonntags oft eine Lust an, im Garten zu arbeiten. Das wäre eine natürliche Art für mich gewesen, an diesem Tage auszuruhen. Man durfte es nicht, um Ärgernis zu vermeiden. Der Bauer soll am Sonntag seinen Acker meiden, der Gelehrte ihn bearbeiten, wenn er einen hat. Aber die Sitte entscheidet hier gegen solches Gelüste. — So mag gerade am Ruhetage sich des Theologen ein Verlangen bemächtigen, Profanes zu treiben. Profane Lektüre. Sie muß auch sein. Den ganzen Tag. Der Pfarrer greift vielleicht am Sonntag Abend dazu. Eine ganz natürliche Reaktion. Oder Fruchtfolge!

Diese Linien könnten nach den verschiedensten Richtungen hin weitergeführt werden. Aber sie kommen nicht auf gegen den Mahnruf des ersten Redners: Denk an die Gemeinde! Pflege die Gemeinschaft!

Und damit hat er vollkommen recht. Ich weiß nicht, ob ich es bei jedem Prediger zeitlebens aushalten würde; aber so gering ist die Predigt selten, daß sie uns abschrecken müßte, die Gemeinschaft zu suchen. Irgendwie rührt uns das Wort Gottes im Gottesdienst an die Seele. Wohl, man kann es auch zu Hause haben. Aber es ist doch in der Kirche anders.

Dies festgestellt, so bleiben doch für den Theologie-Professor Hemmungen sonderlicher Art. Er durchschaut die Technik der Predigt und des ganzen Dienstes. Er ärgert sich über Minderwertigkeiten, die nicht sein müßten. Warum hat der Prediger sich nicht fleißiger vorbereitet? Warum hat er nicht mehr gelernt? (Wie so manchmal wird man zur Rede gestellt, wie es komme, daß Pfarrer die Universität besucht haben und von dem, was sie dort hörten, so wenig Gebrauch machen.)

Auch soll die Gemeinde die Professoren mehr suchen. Als ich vor dreißig Jahren mein Pfarramt aufgab und mich habilitierte, tat ich es nicht, weil ich dieses Amt jenem vorzog. Ich liebte mein Pfarramt und schätzte meinen alten Stand hoch. Ich dachte nicht anders, als daß ich auch in dem neuen Stande mit meiner alten Praxis würde helfen können. Zu einer solchen Gemeindehilfe war in meiner neuen Gemeinde nicht der geringste Raum. Man wurde lediglich als Fremdkörper empfunden. (Ein inzwischen heimgegangener Pfarrer gar nicht meiner theologischen Richtung ließ mich zuweilen predigen, indem er sagte, es sei gut, daß die Leute auch einmal etwas Andres hörten, oder: daß auch einmal andre Leute in die Kirche kämen.) Ein ganz auf die Praxis eingestellter Theologie-Professor hatte also nicht die geringste Gelegenheit, sich in seiner Gemeinde praktisch zu betätigen. Nur als Konzessions-Schulze gelangt wohl zuweilen ein Professor in ein Presbyterium. Ich will damit nur sagen: die Kirche muß auch von ihren Theologie-Professoren jeden möglichen Gebrauch machen. Sie muß sie an sich heranziehen, — im Notfall auch erziehen! Wir gehören doch zusammen.

Es müßte für die Professoren *und für die Religionslehrer* viel mehr Predigtgelegenheit geben. Wie gut war das in Leipzig eingerichtet für die Fakultät, und ist es wohl noch heut. Wie gern hörte man in der Paulinerkirche seine Professoren, *auch die jungen*. Es ist ja begreiflich, und sogar aller Ehren wert, wenn die Pfarrer einer Stadt ihre Sonntagspredigten nicht gern hergeben. Aber wie mancher seufzt doch auch unter der Pflicht, jeden Sonntag predigen zu müssen. (Und wenn er nicht, seufzen vielleicht seine Kirchgänger.) In einer Universitätsstadt sollte man mit den Kanzeln freigebiger sein. Einfach zu dem Zweck, die Professoren inniger mit ihrer Gemeinde zu verbinden. Und will man die „Haupt"-Gottesdienste nicht hergeben, so lasse man sie „Neben"-Gottesdienste halten. Warte nicht, bis sie das von selber tun, sondern reihe ihre größeren oder geringeren Kräfte in das Gesamtleben der Gemeinde ganz anders ein.

Ich schreibe das, alt genug, um über den Verdacht erhaben zu sein, als begehrte ich etwas für mich. Ich spinne nur den Faden weiter, der schon oft in diesen Spalten angesponnen worden ist: Pfarrer und Lehrerschaft, Kirche und Lehrerschaft, und nun zuletzt: Sonntag und Religionslehrer.

Marburg *Martin Rade*

## Kirche und kirchliches Leben

Vgl. 11, 524 ff. 13, 602 f. 16, 764 ff., 767 ff. 17, 831 f. und den vorstehenden Artikel

Eine Aussprache, die mit der Klage endigt, man habe aneinander vorbeigeredet, scheint unfruchtbar, es sei denn, daß dabei gerade tiefere Ursachen des Nichtverstehens in die Erscheinung treten.

Das ist hier der Fall.

Man entstellt unbewußt den Gegner, weil man sich mit blindem Eifer in die eigene traditionelle Anschauung versteift hat.

Ich stelle also zunächst richtig. Nicht dagegen ist Einspruch erhoben, daß der Religionslehrer sich als Glied seiner Kirche fühlen und das auch äußerlich in Erscheinung treten lassen soll, wie *Mundle* mir unterschiebt, sondern dagegen, daß in die „Kirche" geben zum Maßstab der Kirchlichkeit gemacht werde.

Wenn Mundle ferner bezweifelt, daß der Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit da besonders geübt werde, wo man sich möglichst von allem, was Kirche und Pfarrer heißt, fernhält, so kann sein Zusammenhang den Anschein erwecken, als wende er sich damit gegen meine Auffassung. Von „möglichst fernhalten" ist gar nicht die Rede gewesen.

*Götz* redet von der „erschreckenden Verständnislosigkeit" dafür, was Religion ist im Unterschied von Sittlichkeit; dabei entstellt er meinen Satz, es komme auf die Lebendigkeit des evangelischen Brudergeistes an, den das Glied einer Kirche in sich trage, ob sein Verhältnis zu Gott über ein Privatverhältnis hinausgehe; er spricht nämlich statt von Lebendigkeit von Betätigung und behauptet dann, daß Betätigung solches Geistes noch nicht Religion sei. Ebenso entstellt gibt er meine Anschauung wieder, daß dort ein Haus des Herrn sei, wo in Treue und Demut Gottes Willen gedient werde. Er setzt dafür ein: wo Gottes Wille geschehe. Nachdem er aus meiner Formulierung das Religiöse weggelassen hat, behauptet er, daß das religiöse Moment vollkommen verkannt sei.

Der Sinn meiner Ausführungen ging dahin, daß wir von der Pastorenkirche zur Volkskirche kommen müssen. Dazu ist erforderlich, daß der Pfarrer nicht mehr als der Vertreter der Kirche im besonderen Sinne, daß das kirchliche Gebäude nicht mehr als der heilige Raum in besonderem Sinne und die Teilnahme am kirchlichen Kultus nicht mehr als Kirchlichkeit in besonderem Sinne gelte.

Unser kirchliches Vaterland muß größer sein. Um dies zu gewinnen, muß der Bann der Verengerung des Kirchlichen auf Pfarrer und Kirchengebäude gebrochen werden.

Ich will es an einer Erfahrung erläutern. Neulich war ich mit meiner Oberprima in unserem Waldschulheim. Ich teilte den Schülern mit, daß zu bestimmter Stunde der Gottesdienst in dem benachbarten Dorf beginne. Keiner hatte den Wunsch, ihn zu besuchen; wohl aber nahmen alle an unserer evangelischen Morgenfeier im Walde — auch einem „zur Anbetung bestimmten Raume" — teil. Daß auch diese Morgenfeier als eine evangelisch-kirchliche Veranstaltung gewürdigt werde, ist die Forderung, die an einem Beispiel alles veranschaulicht, was ich für die Erweiterung des Begriffes Kirchlichkeit verlange.

Dabei bleibt der Wert des sonntäglichen Gottesdienstes und das Amt des Pfarrers unangetastet.

Wenn freilich *Mundle* von der religiösen Unmündigkeit der großen Masse spricht und davon, daß nicht jeder Konfirmierte zu den Gläubigen zähle, so vergißt er, daß ebenso wenig jeder theologisch Geprüfte oder kirchlich Ordinierte dazu gehört. Dies Vergessen ist typisch für die Vertreter der Pastorenkirche. Ebenso scheint mir Mundles Abhandlung über die Unterschätzung der kirchlichen Sitte an der wesentlichen Aufgabe der Zeit vorbeizugehen. Er gibt als Mittel gegen den Verfall der Kirchlichen Sitte an, man solle diese Sitte stärken. Das ist eine Kur auf Symptome. Die Sitte ist im Niedergang, weil ihre Basis zu schmal ist. Die Aufgabe ist, heute, wo sich der Wandel der Staats- und Pastorenkirche zur Volkskirche vollziehen soll, neue kirchliche Sitte zu entwickeln, die diesem Wandel entspricht.

Wenn *Langen* mir einen Mangel an Verständnis für die Zusammenarbeit „mit der Kirche" vorwirft, so ist mir unerfindlich, was ihn zu diesem Vorwurf berechtigt. „Das hohe Ideal einer wahrhaft evangelischen Kirche ist eben nach vierhundert Jahren noch *nicht* erreicht" sagt er. Meine Ausführungen haben aber, das sollte er spüren, nicht den Sinn, zu warten, bis es erreicht ist: sie haben auch nicht den Sinn, den *Götz* vertritt, den evangelischen Kirchenbegriff „in rein spiritualistischer Höhe" anzuerkennen, ihm aber sofort die rauhe Wirklichkeit einschränkend gegenüber zu setzen — dies Ja und Aber pflegt man heute eine „Spannung" zu nennen —, sondern meine Ausführungen zielten dahin, dem evangelischen Kirchenbegriff in die Wirklichkeit herein Bahn zu brechen.

Dessau *Gerhard Heine*

## Nochmals: „Der Fall Maurizius"

Zu dem Aufsatz in Nr. 16

1

Der „Fall Maurizius" von Wassermann hat auch bei uns Richtern *) verdiente Beachtung gefunden **). Gerade aber, wenn wir Richter offen zugeben, daß uns das erschütternde Werk zur Selbstbesinnung mahnt, haben wir das Recht, uns gegen Übertreibungen und aus dem Roman, teilweise unter Verwechslung von Wahrheit und Dichtung, abgeleitete Vorwürfe zu wenden, wie sie sich in dem Aufsatze Hölschers finden.

Bei aller Anerkennung der meisterhaften Technik Wassermanns: der Roman hat doch auch — für den Juristen wenigstens — offenkundige Schwächen, die seine Beweiskraft stark beeinträchtigen. Vor allem: der Held Maurizius verdankt Verurteilung und Strafvollstreckung letzten Endes seinem hartnäckigen Schweigen in Vorverfahren, Hauptverhandlung und Strafvollzug, denn der Meineid seines Freundes Waremme ist nicht „der" Beweis gegen ihn, nein, gegen Maurizius zeugte „alles: Menschen, Sachen, Raum und Zeit". Wenn Maurizius trotzdem schwieg, so tat er es freiwillig, um selbst „keinen Mord zu begehen" (S. 299), d. h. um die von ihm erahnte Täterin, seine Schwägerin Anna, zu schützen. Sein Schwei-

*) Richter im Folgenden = Richter, Staatsanwälte und Strafanstaltsbeamte.

**) Vgl. z. B. meinen Aufsatz „Richter und Recht im modernen Roman" in Deutscher Richterzeitung 1928, S. 264 ff. Die Tatsache, daß ich an meinem Teil dazu beigetragen habe, das Werk Wassermanns in Richterkreisen bekannt zu machen, legitimiert mich zur Abwehr und läßt mich den erwarteten Vorwurf, daß ich den Roman rein äußerlich betrachte, leichter ertragen.

gen war praktisch Selbstmord, von einem „Zerbrechen durch die Justiz" kann keine Rede sein. Die Verurteilung des Maurizius braucht deshalb nicht zur Verdammung der Justiz zu führen. Nach der Beweislage ist dem Staatsanwalt nicht der geringste Vorwurf zu machen, wenn er auf „Schuldig" plädierte, denn die wenigen für Maurizius sprechenden Indizien konnten bei der sonstigen Sachlage nicht ausschlaggebend sein.

Anders kann vom moralischen Standpunkt aus geurteilt werden von dem Zeitpunkt an, als der Staatsanwalt durch die Gespräche mit dem Verurteilten die Überzeugung von dessen Unschuld gewinnt. (Wohlgemerkt, zunächst nur auf Grund der Darstellung des Verurteilten!) Nunmehr hätte der Staatsanwalt wohl die Pflicht gehabt, das Wiederaufnahmeverfahren einzuleiten, oder doch durch Vernehmung der Anna und des (erst aufzufindenden) Waremme, wenigstens vorzubereiten. Wenn er statt dessen in einer „200 Worte enthaltenden Depesche dem Justizminister die sofortige Begnadigung des Maurizius nahelegt", so müßte man zunächst den Inhalt dieser Depesche kennen, um dem nach Hölscher „unseligen" Staatsanwalt gerecht zu werden. Wobei zu bedenken ist, daß Maurizius selbst weiterhin seine Schwägerin schont, auch jetzt keinen Wiederaufnahmeantrag stellt und nachher die Begnadigung annimmt! Allerdings, um beim Wiedersehen mit der Geschonten enttäuscht festzustellen: „Und deswegen alles: Opferung und Martyrium, Marter und Zermalmung, neunzehn Jahre Grab!" Also auch hier wieder deutlich erkennbar: Freiwilliges Opfer des Maurizius, kein Hinschlachten durch eine toll gewordene Justiz.

Wenn der Staatsanwalt nunmehr von seinem Sohn erfährt, Waremme habe den Meineid vor Zeugen zugegeben, so hätte er allerdings besser trotz Gnadenerweis sofort das Wiederaufnahmeverfahren eingeleitet, statt sich in aufgeregte Diskussionen mit seinem Wunderknaben von Sohn einzulassen und um den Verstand zu kommen.

Im übrigen kann man doch nicht nie gesprochene Worte (s. z. B. „die enormen Kosten") und nie geschehene Handlungen von Romanfiguren der deutschen Rechtspflege vorwerfen, wie es Hölscher tut. Denn daß es sich dabei um typische Dinge handelt, ist gerade nicht wahr.

2

Man mißverstehe mich nicht. Ich wende mich nicht gegen den Dichter, und ich bestreite auch nicht, daß Wassermann wichtige Fragen bedeutend und anregend behandelt, zumal im Roman jeder Standpunkt zum Wort kommt. Ich verstehe auch wohl, daß die behandelten Probleme ans Herz greifen, wobei ich nur bemerke, daß auch wir Richter nicht nur aus Kopf bestehen und durchschnittlich auch nicht verknöcherter sind als die Vertreter anderer Berufe. Ich wende mich aber dagegen, daß in einem führenden geistigen Blatt bei der Besprechung eines Romans ohne Kenntlichmachung von Zitaten und über Zitate hinaus Vorwürfe gegen uns Richter erhoben werden, die uns aufs Tiefste verletzen müssen. Dagegen gibt es nicht den Einwand, daß man nur das „System und den Geist" treffen wolle. Träger des Systems und Geistes sind eben schließlich doch wir Richter.

Ich kann nicht auf alle Einzelheiten des Aufsatzes Hölschers eingehen und will nur Weniges hervorheben:

Es ist einfach nicht wahr, daß bei uns in Deutschland „die Freiheit ein Gut ist, über das Polizei und Gerichte völlig kontroll- und hemmungslos verfügen dürfen, wenn sie einen Verdacht konstruieren".

Es ist nicht wahr, wenn Hölscher in Erweiterung eines Wassermannschen Zitats erklärt: „bei uns (bei wem?) herrsche trotz allem Geredes von menschenwürdiger Behandlung die Auffassung, daß es eben zwei Klassen von Menschen: Bescholtene — d. i. Verurteilte und Verdächtigte — und Unbescholtene gebe und daß die Bescholtenen bereits aus der Zahl der anständigen Menschen ausgestoßen seien, auch wenn sie unschuldig seien."

Es ist — mild gesagt — verletzend, wenn Hölscher den Vollzug der Zuchthausstrafe „ein mit unmenschlicher Grausamkeit erdachtes System (!!) der völligen Vernichtung jeden Menschengefühls" heißt.

Und es verrät jedenfalls keinen Geist der Gerechtigkeit gegen uns Richter, wenn Hölscher von dem „Geist" spricht, „der unsere Brüder in den Gefängnissen — mögen sie in Strafhaft oder Untersuchungshaft sitzen — zum Vieh erniedrige, oder noch schlimmer".

Endlich rennt Hölscher offene Türen ein, wenn er fragt: „Soll länger der Bürger Objekt der Rechtspflege bleiben oder lebensvolles Subjekt *)?"

3

Hölscher hat das alles wahrscheinlich gegen uns Richter gar nicht so schlimm gemeint. Gerade deshalb muß gezeigt werden, wie seine „Gemütsemotionen" wirken. Zudem: was würden z. B. Theologen sagen, wenn in einem führenden Richterblatt ähnlich über ihr Wirken geurteilt würde **). Uns Richtern gegenüber geht es freilich „um das Wertvollste, was ein Volk hat, um das Recht als solches". (Als Richter hielt ich bis jetzt die Religion für wertvoller!) Da steigen „Menschheitsprobleme in von Jahr zu Jahr grauenderer Drohung auf". Gewiß: wir Richter fürchten die Kritik nicht, wir sind die Ersten, die es begrüßen, wenn dafür gesorgt wird, daß Recht und Rechtsverfahren nicht erstarren. Wassermanns Roman kann dazu mithelfen, nicht aber die summarische Aufführung einiger „Fälle" (Hau, Höfle, Fechenbach, Haas, Jacubowski, Hölz) durch Hölscher. So einfach liegen diese Dinge denn doch nicht, daß man nur Namen zu nennen braucht. Aber ganz abgesehen von diesen zum Teil mindestens umstrittenen, zum Teil vollständig zu Gunsten der Justiz geklärten Fällen, wenden wir Richter uns dagegen, daß auf Grund von Romankonstruktionen in sonst urteilsfähige Kreise Zerrbilder über unser Tun und Denken getragen werden. Das tut Hölscher (nicht Wassermann!) z. B., wenn er als allgemeine Ansicht unserer Rechtspflege den Satz Wassermanns aufstellt:

Laß ab von der Vorstellung, daß Gerechtigkeit und Justiz ein und dasselbe sind, oder zu sein haben. Sie können es nicht sein.

Ganz abgesehen davon, daß dies nicht unsere allgemeine Ansicht ist, unterschlägt Hölscher dabei die Fortsetzung, die selbst Wassermann zubilligt (S. 573):

Sie verhalten sich zueinander wie die Symbole des menschlichen Glaubens zu der religiösen Übung. Du kannst mit den Symbolen nicht leben. Doch in strenger und gewissenhafter Übung das Symbol über sich zu wissen, das absolviert. Eine solche Absolution ist notwendig. Daß mon sich mit ihr beruhigt, ist ebenfalls notwendig.

4

Andere mögen im luftleeren Raum operieren. Wir Richter stehen im wirklichen Leben. Solange überhaupt der Staat zu strafen wagt — und das wird er müssen, solange es „Verbrechen" gibt — wird jede Strafe ein „Übel" sein, selbst wenn wir in der Strafe nur eine „Pflichtensteigerung" sehen. Daß beim Strafvollzug Menschlichkeit, und nicht Teufelei herrsche, ist auch der Richter Wille. Und daß hier, trotz aller menschlichen Schwäche, auch heute schon nicht lauter Bosheit herrscht, bezeugt z. B. das Büchlein des langjährigen württembergischen Zuchthauspfarrers Bertsch „20 Jahre Zuchthaus" (Steinkopf-Stuttgart). Letzten Endes ist dem Volk (nicht den Intellektuellen!) mit einem solchen Buch mehr

*) In alledem kann ich doch nur Übertreibungen zugeben, die auf vorhandene Mängel hinweisen. D H

**) Ach wie viel müssen Pfarrer sich in unsern Spalten sagen lassen! Sie dürfen sich aber auch wehren. Man vergleiche z. B. unten Kohlrausch contra Jungnickel. In unsern Spalten darf manches scharfe Wort gesagt werden, das anderswo kränkend und verhetzend wirken möchte. Daß es diesen Sinn haben kann und soll, ist durch unser Ganzes ausgeschlossen. Es wird uns niemals einfallen, den Richterstand verwerfen oder beleidigen zu wollen. Aber es ist im Rechts- wie im Kirchenleben: wird die Kirche kritisiert, bekommen's die Pfarrer zu fühlen. D H

gedient, als mit zehn Wassermannschen Fällen Maurizius, die genau betrachtet eben auch „ein Symptom einer verfallenden Weltanschauung“ sind und mit ihrem zersetzenden Intellekt mehr einreißen, als aufbauen. Wie solche Bücher wirken, zeigt gerade die Besprechung Hölschers.

5

Hölscher kämpft für ein gereinigtes Naturrecht gegen Juristenweisheit und Paragraphenrecht. Dabei hat er auch die Unterstützung vieler von uns Richtern, solange der Kampf sine ira et studio geführt wird. Gewiß haben unser Strafgesetz, Strafprozeß und Strafvollzug Mängel. Dies wissen auch wir Richter und wir suchen an der Besserung mitzuwirken, wobei das langsame Funktionieren der Gesetzgebungsmaschine nicht unsere Schuld ist. Anderseits wissen wir, daß, solange die Welt steht, ein Rest bleiben wird, „zu tragen peinlich“. Glaubt Hölscher, daß wir Richter an diesem „Rest“ weniger hart tragen, als Andere?

Heilbronn a. N. Karl Dopffel

## Wesen und Bedeutung des Unterhaltungsromans

Wenn kürzlich einmal eine Zusammenstellung der Unterhaltungsromane während der letzten Jahre gefertigt und dabei eine Ziffer von rund 32 000 in Buchform, in Zeitungen, Zeitschriften und Lieferungen erschienenen epischen Werke errechnet wurde, so erkennt man, welche Flut epischer Literatur tagaus tagein auf die deutschen Lesermassen niederprasselt und von ihnen verbraucht wird. Wenn man dann weiter bedenkt, daß die Mehrzahl jener mitgezählten Unterhaltungsromane, unter die auch alle die aus dem Englischen, Französischen, Schwedischen, Dänischen, Spanischen usw. übersetzten Werke einzureihen sind, als unmittelbar wertlos anzusprechen sind und schon nach einem Jahre vergessen sind und vermodern, dann kann man verstehen, daß es Geister gibt, die in der ungeheuer breiten Romanproduktion eine kulturelle Gefahr, eine Möglichkeit der Seelenzerstörung von unvergleichlichem Ausmaße sehen; sie rufen infolgedessen gegen das Romanlesen auf, empfehlen das Studium von wissenschaftlichen und populär-wissenschaftlichen Büchern, ja leiten sogar vom Buche selbst ganz fort: sie schütten das Kind mit dem Bade aus.

Denn wer tiefer sieht und ruhiger urteilt, erkennt bald, daß es ja nicht die Masse der Produktion ist, die ihren Wert oder Unwert ausmacht, sondern der Querschnitt der Produktion! Und hier zeigt schnell ein Überblick über das Wesen und die Erscheinungen des Unterhaltungsromanes die wahre Lage. Jene Romangegner leben noch von den alten Vorurteilen, die von den ästhetischen Splitterrichtern gefällt wurden; die Ästhetiker behandelten nur das als lebenerhaltende Dichtung, was ihren hohen formalen Forderungen entsprach: Lyrik, Drama und Versepos waren ihnen die einzig wertvollen Dichtungsformen, während die epische Dichtung im Prosagewand ihnen eine Entwertung schien. Dieses Vorurteil, das sich aus der Entwicklung der Literaturen bei allen Völkern erklären läßt, führte Schiller ja zu der Äußerung, daß der Romanschriftsteller nur der Halbbruder des Poeten sei. Und von diesem Schillerworte her schreibt sich noch immer bis auf den heutigen Tag jene Einstellung, daß der Roman „eigentlich“ eine mindere Gattung der Poesie sei. Nachdem man nun aber besonders während des 19. Jahrhunderts, nicht zum wenigsten durch das epische Prosaschaffen Goethes im „Werther“, in den „Wahlverwandtschaften“ und in „Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahren“ die Erfahrung machen mußte, daß der Prosaroman nicht mehr eine Halbpoesie ist, sondern ebenso die dem modernen Leben völlig entsprechende Prosadichtung im vollen Sinne des Wortes, retteten die Verächter des Romans sich in die Zweiteilung vom dichterischen und vom unterhaltenden Roman und begannen ihre Fehde gegen den Unterhaltungsroman, indem sie nun diesen als wertlos verfehmten. Die Zweiteilung ist aber ein Unrecht sachlicher Art: es gibt in Wahrheit eben nur einen Roman, eben die epische Dichtung in Prosa; sie kann gut sein: dann nennen die Ästhetiker sie den dichterischen Roman, sie kann schlecht sein, dann meinen die Ästhetiker, es handle sich um einen Unterhaltungsroman. Dem Schlechten die Bezeichnung der Unterhaltung anzuhängen bedeutet aber eine Fälschung. Denn Unterhaltung ist wieder eine andere Kategorie als Roman: auch der dichterische Roman kann Unterhaltung sein, wie Unterhaltung wirken, kann alle Elemente der Unterhaltung aufweisen vom Spannenden bis zum Abenteuerlichen, vom Phantastischen bis zum Launenhaften und unterscheidet sich also hierdurch nicht vom sogenannten Unterhaltungsroman. Die Wahrheit ist vielmehr, daß die epische Dichtung im schweren wie im leichten Genre sich immer gleich bleibt, daß ihr einzelnes Werk entweder gut oder schlecht ist. Ein dichterischer Roman, der schlecht ist, wird noch lange kein „Unterhaltungsroman“ in jenem aburteilenden Sinne; und ein Unterhaltungsroman, der gut ist, wird allemal nahe an den dichterischen Roman heranreichen.

Es gibt eben nur den Roman, die epische Dichtung und deren Gesetze. Durchleuchten wir das Wesen der epischen Dichtung, so werden wir ohne Weiteres erkennen, daß auch der sogenannte Unterhaltungsroman von ganz der gleichen Art ist und daß seine Bedeutung die der Lebenswirkung ist, daß er sich vom guten, schweren, rein dichterischen Roman nur in der Weise unterscheidet, wie die Popularwissenschaft von der strengsten Gelehrtenwissenschaft; wer wird aber die Wissenschaft, die das Wissen ins Volk trägt, die das Erforschte populär macht, verbreitet, für minderwertiger erklären wollen als die strenge Fachwissenschaft? Ebensowenig kann man es dem Unterhaltungsroman gegenüber tun! Er ist seinem Wesen nach ebenso sehr epische Dichtung wie der ohne jede Beziehung zur unterhaltenden Wirkung geschriebene streng geformte Roman und unterscheidet sich von diesem nur durch die leichtere Formung und Stilisierung, durch das Streben nach Leichtverständlichkeit, wie eben die Popularwissenschaft gegenüber der strengen Wissenschaft.

Schiller und Goethe haben die epische und dramatische Dichtung als eine besondere Kategorie der lyrischen gegenübergestellt: diese drückt die inneren seelischen Zustände, Gefühle, Stimmungen, Gedanken des Dichters aus, jene aber stellen die „*gegenständliche* Welt, und zwar in lebendiger Bewegung, Menschen und ihre Handlungen“, wie Rudolf Lehmann es in seiner „Poetik“ (München 1908), der besten unter den zahlreichen Poetiken, formuliert, dar. Die epische und dramatische Dichtungsart wird darum von dem Dioskurenpaar in ihrem Briefwechsel (am 25. April 1797) die *pragmatische* genannt, und W. v. Humboldt klärt sie als die *plastische*. Beide Bezeichnungen zielen gegenüber der subjektiven Art der Lyrik auf Objektivität: alles was episch geformt wird, wird in eine Objektivierung gebracht, wird gegenständlich, auch dann, wenn der epische Dichter wie in der Lyrik und, was sich von selbst versteht, da er ja auch Menschen, als innere, psychische Zustände und Bewegungen gestaltet, aus inneren Erlebnissen heraus erzählt. Die inneren Erlebnisse des Dichters werden in der epischen Formung zu selbständigen Handlungen und Gestalten, zu Eigenwesen, die außerhalb des Dichters ihr Eigenleben führen, so daß sie neben dem Dichter leben, ihre unabhängige, aus ihrer besonderen Wesenheit geborene und bestimmte Existenz führen, die nun der Dichter beschaut und aus dem Beschauen wiedergibt.

Damit kommen wir aber zu einem weiteren Charakteristikum der epischen Dichtung: sie ist *gegenständlich-objektiv* und sie ist *beschaulich-beschauend*. Ehe man Klarheit über diese ihre Eigenschaften gewann,

sah man in dem beschaulich-beschauenden Element etwas Moralisches oder auch Kulturphilosophisches, weil man die epischen Gesetze, wie Lessing im Laokoon, retrospektiv aus Homers Epen entnahm; man war damals, dem Aufklärungszeitalter entsprechend, eben ethisch aufklärend und kulturhistorisch entdeckend gesonnen und vergaß darüber, daß das Moralische und Kulturdarstellende sich in jeder epischen Dichtung von selbst versteht, eben weil sie gegenständlich ist, Menschen und ihre Umwelt gestaltet, die Stofflichkeit der Erde wiedergibt. Erst W. v. Humboldt entdeckte in seiner Abhandlung über Goethes „Hermann und Dorothea" die beschauende Stimmung des Epikergemütes als eine notwendige Kraft des Erzählens, eben jene Stimmung, die den Romanschreiber „zu einer gewissen Höhe über seinen Gegenstand erhebt und ihn von da aus gleichsam beherrschen läßt". Durch diese Erhebung über seinen Gegenstand wird der Epiker in Stand gesetzt, seinen Gegenstand nicht nur einzeln, sondern auch im Ganzen zu erblicken, ständig die allgemeinen Zusammenhänge des Ganzen, seiner ganzen Dichtung im Auge zu haben. Der Epiker wird also stets ein Mann der Totalität sein: nur aus der Totalität heraus, nur dadurch, daß er in jedem Augenblick seiner Darstellung stets das Ganze der Dichtung, des Menschentums vor Augen hat, vermag er ja auch objektiv zu sein. Die Totalität schließt die Objektivität, die Objektivität die Totalität in sich ein, und beide entstehen im Epiker durch die beschauende Stimmung.

So ergibt sich denn klar, daß „Objektivität, Parteilosigkeit und Umfang (Totalität der Ansicht) als Hauptmerkmale der beschauenden Stimmung die Gesetze der epischen Poesie ausmachen". Wenn sie erfüllt sind, wird man es mit vollkommener epischer Dichtung zu tun haben; wenn sie verletzt werden, wird das jeweilig vorliegende Werk Mängel aufweisen: ein Erzähler, der nicht objektiv zu sein vermag, sondern subjektiv die Helden seiner Erzählung in sündige und vollkommene Menschen einteilt, wird uns ebensowenig befriedigen, wie ein Romanschriftsteller, der aus einseitiger Parteiansicht, sei es nun deutschnationaler oder sei es kommunistischer, die Wirklichkeit verzerrt. Auch wenn ein Epiker das Gesetz der Totalität verletzt und glaubt, aus engherzigster Winkelanschauung die Welt vermitteln zu können, wird er uns abstoßen: er kann wohl das Kleinste gestalten, aber im Kleinsten muß symbolisch doch das Ganze wohnen, im Kleinsten muß die Weltweite lebendig sein, im Einzelnen das Allgemeine, in wenigen Menschen und Handlungen das Bild der Menschheit.

Das kommt daher, daß echte Epik immer nach der Gestaltung des Weltbildes strebt. Das ist nun nicht so zu verstehen, wie Spielhagen es tat, daß die stoffliche Welt in allen ihren Einzelheiten und Vielfältigkeiten geschildert werden muß, daß also der breiteste und bändereichste Roman der beste wäre. Sondern vielmehr, wie W. v. Humboldt es ausgesprochen hat, in der Weise, daß sich überall, „ohne daß wir selbst es merken, das Bild der Menschheit den wenigen Personen unterschiebt, die wir vor uns handelnd erblicken". Die Erfassung des Weltbildes geht also beim echten Epiker, so breit auch seine Schilderungen die stoffliche Wirklichkeit umgreifen mögen, nicht auf das Räumliche, das Quantitative, die Breite aus, sondern auf das Querschnittartige, Bedeutsame, Symbolische, auf die Tiefe. Der Epiker erreicht die Totalität seines Weltbildes durch den steten Zusammenhang seiner Erzählung mit dem allgemeinen Leben und Empfinden der Menschheit, indem jeder Leser sein Sein und Fühlen in den Helden des Romans wiederfindet, indem eine innere Beziehung zwischen dem Menschentum der Romanhelden und dem der Leser ungewollt und mehr oder weniger dunkel sich herstellt. Aus dieser Beziehung heraus wird es dem Leser möglich, die Welt des Romanes als seine Welt mit- und nachzuleben: die Totalität des Dichters fesselt also den Leser unmittelbar an den Roman.

Und dies um so mehr, je echter sie ist. Sie ist aber nur echt in jener Verbindung mit der Objektivität des Dichters. Diese Objektivität offenbart sich zwiefach: einmal in Beziehung auf den Dichter und zweitens in Beziehung auf den erzählten Stoff. Der Dichter muß unparteiisch sein, seine Subjektivität muß zurücktreten, er muß unpersönlich sein. Man darf dies natürlich nicht so verstehen, als ob der Dichter nun in flacher Verstandesmanier keine Persönlichkeit sein dürfe: natürlich muß der Dichter sein Herzblut in den Gestalten, seine Lebens- und Menschenerfahrungen, seine Beobachtungen und Erkenntnisse, das von ihm als wahr Erkannte im epischen Werke walten lassen, aber er darf es nicht in einseitiger Tendenz tun, mit bewußter Absicht unobjektiv sein, die Wirklichkeit umfälschen zu wollen. Unpersönlichkeit bedeutet hier also wahrhaftes Streben nach Gerechtigkeit im Weltsinne. Solch Streben allein erlaubt ja auch dann die zweite Forderung der Objektivität gegenüber dem Stoffe zu erfüllen: nämlich den Stoff so objektiv, so gegenständlich wie möglich zu gestalten, ihm völlig gerecht zu werden; man wird ihm völlig gerecht, wenn man ihn mit „der höchsten Sinnlichkeit der Anschauung" darstellt, wie Humboldt sagt, also rundherum, von allen Seiten, nicht einseitig, plastisch. ...

Damit sind wir aber bei der Frage nach den technischen Mitteln des Epikers angelangt. Im Wesen soll er objektiv, parteilos und total sein. Wie kann er aber nun so sein? ist die Frage. Goethe und Schiller haben in ihrem berühmten Briefwechsel die Antwort darauf gegeben, und zwar im Vergleich zum Drama. Der Unterschied von epischer und dramatischer Darstellung beruht danach darin, „daß der Epiker die Begebenheit als vollkommen vergangen vorträgt und der Dramatiker sie als vollkommen gegenwärtig darstellt". Und Schiller und Goethe erinnern an den Rhapsoden, der ruhig horchenden Menschen die Geschehnisse als abgeschlossen vorträgt, so daß die Hörer sie nacherleben, und an den Mimen, den Schauspieler, der das Geschehen als unmittelbar gegenwärtigen Vorgang darstellt und die Zuschauer zum Miterleben veranlaßt. „Es stimmt dieses", so ergänzt Schiller, „sehr gut mit dem Begriff des Erzählens: denn der Erzähler weiß schon am Anfang und in der Mitte das Ende, und ihm ist folglich jeder Moment der Handlung gleichgeltend, und so behält er durchaus eine ruhige Freiheit." Aus dieser Feststellung heraus leitet sich auch die unangenehme Empfindung, die wir gegenüber Romanen haben, welche in der Gegenwarts- und Ichform erzählt sind: gute Epik ist nun einmal Vergangenheitsdichtung, was nicht zu verwechseln ist mit historischer Dichtung. Auch ein in der Gegenwart spielender Roman ist Vergangenheitsdichtung, weil das erzählte Geschehen ja schon vorübergezogen ist, abgeschlossen ist; die Gegenwart im Roman ist also stets jüngste Vergangenheit. ...

Nur was vergangen ist, läßt sich auch beschauen. Humboldts Forderung, daß der Epiker beschauend-beschaulich ist, erhält hier seine Bestätigung. Aber nicht nur für den Erzähler, sondern auch für den Leser: auch er nimmt den Roman beschauend-beschaulich auf; auch er steht ihm mit größerer Ruhe und Distanz gegenüber als etwa dem Drama, er ist eben in jedem Augenblick der Lektüre in der Überschau des Ganzen, in jener vorher erwähnten Totalität, die ihm die äußeren und inneren Geschehnisse, das Sinnliche und Psychologische, das von außen und von innen Gesehene überblickbar und bewußt erhält. Hierin ist die epische Dichtung eben einzigartig: weder das Drama noch die Lyrik geben ähnliche Möglichkeit zu einer objektiven und totalen Überschau; weder das Radio noch das Kino können als Ohr- oder Augen-Nacheinander jene Möglichkeit des Zusammensehens von außen und innen, von Um- und Innenwelt bieten, weswegen

der Roman, das epische Buch stets etwas Unübertreffliches, Lebensnotwendiges und den Menschen Unentbehrliches bleibt. Das epische Werk allein bietet dem beschauend-beschaulichen Geist die Möglichkeit zur völligen Inbesitznahme der menschlichen Welt durch die Wortform, durch die Wortgestaltung, durch die Sprache. Einmal gibt es die Innen- und die Außenwelt in ihrer realen Verbindung von Mensch und Erde, Mensch und Zeit, Mensch und Natur, Mensch und Kultur. Zweitens aber gibt es diese Doppeltheit von Menschheit und All zugleich auch stets als eine Einheit, eine Totalität, eine Ganzheit, in der allein der Sinn des Seins gefunden werden kann.

Wenn man von dieser Erkenntnis des Wesens der epischen Dichtung aus den Weg der epischen Dichtung innerhalb der deutschen Literatur verfolgt, so wird man schnell feststellen, daß zwar die Formen der Epik sich gewandelt haben, nicht aber ihr Wesenssinn. Nur eine irrige historische Auffassung konnte dahin kommen, die Versform des epischen Erzählers für wertvoller zu halten als die Prosaform. Vielmehr ist die Wahrheit die, daß jede Zeit sich die Ausdrucksform schafft, die sie braucht, um sich eben jenes Weltbild der Objektivität, Unparteilichkeit und Totalität zu verschaffen. Worauf es den alten Epikern wie den neueren immer wieder ankommt, ist, was die Form angeht, „plastische Greifbarkeit der äußeren Gestalten und Ereignisse, lebendige Anschaulichkeit der seelischen Zustände und Vorgänge, lichtvolle Deutlichkeit der umgebenden Welt". Die Unterschiede, die die epische Dichtung der verschiedenen Zeitalter aufzuweisen haben, sind durch die gesellschaftlichen Zustände und Entwicklungen hervorgerufen worden: weil der Roman die Darstellung des Weltbildes der jeweiligen Epoche ist, spiegelt er das gesellschaftliche Leben jeden Zeitabschnittes wieder. In der Ritterzeit des Mittelalters war das gesellschaftliche Leben aristokratisch-heroisch bestimmt: also ist die epische Dichtung jener Zeit inhaltlich wie formal aristokratisch-heroisch; das Versepos, das höfische Epos von Hartmann von der Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg mit den Liebespaaren der Flore und Blanchefleur, der Tristan und Isolde, Aeneas und Dido, mit dem Heldentum der Artusabenteuer, mit der Internationalität der Ritterkaste beherrscht während der Blüte des Rittertums das 12. und den Beginn des 13. Jahrhunderts. Als dann das Rittertum zerfällt, lösen die Stoffe und Formen sich auf: das emporkommende Bürgertum ist noch nicht Träger der Bildung, so daß nun erst der Übergang der halb ritterlich-abenteuererfüllten, halb realistisch-volkstum-erfüllten Volkspoesie in den Volksbüchern, den ersten Prosawerken, entsteht. Im Zeitalter der Reformation schwingt das Gelehrtentum, im Humanismus insbesondere, sich zur Herrschaft auf: das Volk reagierte dagegen mit dem Volksbuch von Doctor Faustus, das Bürgertum mit Hans Sachs, Jörg, Wickram, Johann Fischart ursprünglich, kraftvoll, humoristisch-satirisch und gewann den Weg zu sich selbst. Wie hoch dies Selbstbewußtsein gestiegen war, erwies dann die stärkste epische Dichtung des Dreißigjährigen Krieges, Grimmelshausens „Simplicissimus", eine bleibende Weltdichtung, die keine Nachfolge fand, weil das durch den Krieg zerstörte deutsche Bürgertum nun in die Abhängigkeit des Auslandes, insbesondere der Franzosen (wie merkwürdigerweise auch nach dem Weltkriege heutzutage mit der Vorherrschaft der Übersetzungen) geriet und die deutsche Epik sich nun in die Amadisromane, in die französischer Galanterie nachgebildeten Schäferromane eines Philipp von Zesen, in schwerfällige Gelehrten- und Hofromane verlor. Das gesellschaftliche Leben der Zeiten um 1700 wurde eben von den Höfen, die von Versailles abhängig waren, und von den Gelehrten, die in Pedanterie und Dünkel erstickten, bestimmt. Nur dort, wo das ursprüngliche Volkstum, wo das Bürgertum seine Selbständigkeit wahrte, schuf Deutschland bleibende epische Dichtung wie in Grimmelshausens Werken oder Christian Reuters „Schelmuffsky" (1696). Auch noch weit hinein in das achtzehnte Jahrhundert blieb das gesellschaftliche Leben abhängig vom Auslande. Nach dem Verblühen des französischen Glanzes riß England die Führung an sich: Defoes „Robinson Crusoe" (1719) löste eine Fülle von Nachahmungen des sozialstaatlichen Utopien- und Abenteuerromans bei uns aus, und ebenso glaubten wir Deutschen damals ohne die Nachahmung der englischen Moralisten und Humoristen nicht leben zu können, wie etwa heute nicht ohne die Nachahmung der amerikanischen Abenteuer-, Detektiv- und Kriminal- sowie Schundromane. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erst setzte dann die Wandlung und Selbstbesinnung ein: Lessing und Klopstock befreiten die epische Dichtung vom gelehrten Zopf, indem sie nur für die Sache der Dichtung lebend und arbeitend in Deutschland den vom Gelehrtentum freien Schriftstellerstand begründeten und den dazu notwendigen kritischen und schöpferischen Tatenkampf durchführten. Nun wuchs wieder echte, ursprüngliche, deutsche Epik empor. Das gesellschaftliche Leben der Zeit löste sich von den Höfen und der Ausländernachahmung: Weimar ward zwar um den Hof gruppiert, aber geistig-kulturell von freien deutschen Menschen bestimmt. Mit Goethes „Werther", Wielands Romanen, Nicolais „Sebaldus Nothanker" usw. usw. begann die neue epische Romandichtung, die nun in immer breiterem Strom bis zur Gegenwart fortfließt. Ihre Entwicklung zu schildern ist hier nicht die Aufgabe. Mit nur wenigen Namen aber sei die große Entwicklung in die Erinnerung zurückgerufen: Goethes „Werther", „Wilhelm Meister" und „Wahlverwandtschaften", Schillers „Geisterseher", Jean Pauls Romane, Novalis' „Heinrich von Ofterdingen", Brentano, Tieck, Arnims „Kronenwächter", E. T. A. Hoffmann, Eichendorff, W. Hauff, die Schauer-, Ritter-, Räuber- und Gesellschafts- sowie historischen Romane von Vulpius bis Lafontaine, Arnim bis Voß, Zschokke bis Clauren, Scott bis Alexis, Pichler bis Tromlitz während der klassischen und romantischen Zeit. Die stärkere Veräußerlichung des Romanes nach den politischen und sozialen Anschauungen im Revolutionszeitalter von 1830 bis 1848 mit Laube, Gutzkow, Kühne, Immermann, Gräfin Hahn-Hahn, Fanny Lewald, Willkomm, Prutz, neben denen Mörike als Dichter, Ausländernachfolge nach Dickens und Sue, Abenteuerfreude auf ethnographischer Grundlage bei Sealsfield, historische Romankunst von Alexis bis Kurz und Naturepik mit Albert Stifter stehen. Die jungdeutsche Dichtung bringt recht eigentlich den Gegenwartsroman zur Herrschaft: in Realismus und Ideenverarbeitung. Jetzt wird die Dorfgeschichte, der Landschaftsroman geboren: Jeremias Gotthelf, Berthold Auerbach, Otto Ludwig, Fritz Reuter bis zu Mügge, Gerstäcker, Möllhausen; der historische Roman von Luise Mühlbach, Brachvogel erweitert sich zum kulturhistorischen Werk der Riehl, Meinhold, Scheffel u. A. Die Idee in der Geschichte findet durch Frenzel, Laube, Rodenberg, Gutzkow ihre Gestaltung. Und überragend über alle Richtungen erheben die großen Epiker wie Gottfried Keller, Wilhelm Raabe, Gustav Freytag ihr Haupt: sie tragen den Zeitroman, den Auerbach, Spielhagen, Heyse pflegen, aus der Gebundenheit an das Vergängliche der Zeit in die Dauer der Dichtung, so daß ihre Werke heute noch mit uns leben, während jene zur Zeit gebundenen vergessen sind.

Das neue Kaiserreich erweitert dann die Epik der Zeit immer stärker zu jener Unübersehbarkeit, die dem Publikum die Überschau leider unmöglich macht und es leider an den Zufall der Mode wie der Propaganda mehr und mehr ausliefert. Die Entwicklung ging den Weg, daß der Roman immer stärker alle Lebensgebiete er-

griff: die Geschichte — Dahn, Ebers, C. F. Meyer —, die unmittelbare Zeitstimmung — Spielhagen, Heyse, Wilbrandt, Vischer, Jordan —, die Berliner Gesellschaft — Lindau, Mauthner, Otto Elster, Fontane —, die sozialen Zustände im Naturalismus, die Wissenschaft, die Heimat, die Fremde, die Frauenprobleme, die Berufe — kurzum: kein Gebiet des Lebens und kein Problem des Tages blieb mehr unbeachtet. Die epische Dichtung war aus ihrer aristokratischen Klassenart im höfisch-ritterlichen Mittelalter völlig demokratisiert: sie hat heute den breitesten Anteil am geistigen Leben der Nation. Der Romanautor ist neben dem Dramatiker und Politiker der geistig mächtigste Mann der Zeit. Wir brauchen nur die Wirkung von Romanerfolgen zu beobachten: wellenartig setzen sich geistige Aufklärungen von Roman zu Roman fort. Die Jörn Uhl-Mode um Frenssen, die Götz Krafft-Mode um Stilgebauer, die Liebe von Millionen Lesern zu Bonsels, die Galsworthy-Mode, die Erfolge der Thomas Mann, Wassermann, Arnold Zweig, W. v. Scholz usw., sie hinterlassen bestimmt tiefe Spuren in der Seele der Generation. Das Lesen der Romane ist wahrlich kein ästhetisches Problem mehr, auch nicht ein Problem der Literatur, der Dichtung und der Unterhaltung, sondern es ist die Frage nach der seelisch-geistigen Erziehung und Durch-Bildung des Volkes, der gebildeten wie ungebildeten Schichten. Denn aus dem Roman kann der Leser alle Lebensgebiete kennen lernen und auf alle Lebensfragen Antwort erhalten.

Darum ist es wichtig, daß unsere Zeit am Maßstab des Wesens des echten epischen Kunstwerks festhalte: „Objektivität, Unparteilichkeit, Totalität in plastischer Greifbarkeit der äußeren Gestalten und Ereignisse, lebendiger Anschaulichkeit der realistischen Zustände und Vorgänge, lichtvoller Durchleuchtung der umgebenden Welt." Wo der Leser diese Kennzeichen positiv bestätigt findet, kann er unbekümmert sich der Freude des Lesens hingeben: einen guten Roman lesen bedeutet stets glückliche Stunden erleben, sein Leben, sich selbst bereichern.

Berlin-Grunewald Hanns Martin Elster

## Der Bund deutscher Jugendvereine

kam in den ersten Augusttagen in Eberswalde zu seiner 14. Bundestagung zusammen. Es hat Bundestagungen gegeben, die schon rein zahlenmäßig ein größeres Ausmaß hatten als in diesem Jahre. Auch in der Gestaltung der Tagungen hat der BDJ schon Besseres geleistet. Fast war es zu vielerlei, was geboten wurde. Und auch in den Vorträgen ist schon Entscheidenderes gesagt worden als in Eberswalde. Aber trotzdem ist die Tagung von ganz entscheidender Bedeutung für den Bund gewesen, wenn wenigstens der Bund verstanden hat, was ihm Eberswalde eigentlich in unmißverständlicher Weise gesagt hat.

Schon in den ersten Sitzungen, die der Arbeitsausschuß über die neue Satzung hielt, war es zu hören; es klang auf in den Vorträgen über „Jugend und Politik" und „Jugend und Volk"; in der Aussprache der Alteren fand es sein vielstimmiges Echo: Wir wollen nicht Zuschauer, sondern Mitkämpfer sein auch im politischen Leben, überall da, wo uns Aufgaben erwachsen. Die Neutralität den politischen und kirchlichen Parteien gegenüber wurde darin gesehen, daß der Bündler in die Kampfgebiete des Gegenwartslebens, in die er gehört, hineingehen soll und muß. So war es nicht eine formale Änderung der Satzung nur, wenn der Vorschlag von Hermann Schafft überall Zustimmung fand, der Bund möge es auch in seiner Satzung aussprechen, daß er nicht nur politisch und kirchlich neutral sei, sondern sich für die Erneuerung aller Lebensgebiete mit verantwortlich wisse. Auch die langen und nicht leichten Auseinandersetzungen darüber, ob man es in einer Satzung sagen dürfe und könne, aus welcher Quelle sich der Bund Kraft für solche Erneuerung erhofft, war nur ein Beweis dafür, daß hier die tiefste Not unserer Zeit in ihrer Loslösung aus der Gottgebundenheit gesehen wird. Alles, was für den Bund auf dieser Bundestagung von Bedeutung war, hat sich in der Auseinandersetzung um diese Frage gezeigt und hat bestätigt, was schon zu Beginn des Jahres in Halle bei der Zusammenkunft der Eckleute der Alteren deutlich wurde: Der Bund hat eine große und lebendige Alterenschaft, ja gerade diese Alterenschaft gibt ihm vielerorten das eigentliche Gepräge. Von hier aus wird es auch verständlich, warum es nicht mehr heißen kann: Der BDJ dient der männlichen und weiblichen Jugend, sondern gar nicht anders heißen kann als: Der BDJ will eine Erziehungs- und Lebensgemeinschaft sein von Jungen und Mädchen, Männern und Frauen. Damit ist der Einbruch der Jugendbewegung und all das, was mit ihr zusammenhängt, auch äußerlich zum Ausdruck gebracht und vor allen Dingen wird uns bestätigt, daß es ein billiges Geschwätz ist von einer „toten Jugendbewegung" zu reden, wenn sie noch so stark ihren Lebenswillen bekundet, wie das die Alterenschaft im BDJ in Eberswalde getan hat.

Von dem äußeren Hergang der Tagung wäre manches Erfreuliche zu berichten. Aber das alles tritt in der rückschauenden Erinnerung zurück gegenüber dem Einen, das immer wieder froh macht und beglückt: der Verbundenheit all dieser Menschen, die von Ost und West sich zusammengefunden und die sich so stark gegenüber ihrem Volk verantwortlich fühlen. Am stärksten fand diese Verbundenheit wohl an drei Stellen ihren Ausdruck: in der Bundesversammlung mit ihrer mustergültigen Ruhe und Ordnung und dann — in der Klosterruine Chorin. Das hochragende Kreuz im fensterlosen Chor sammelte die Bundesgemeinde. Wie hatten in diesem Raum die Verse einen eigenen Klang: Die Welt — die mag zerbrechen ... Du stehst mir ewiglich. ...

Und, als am Abend die Flammen in des Bundes Mitte aufloderten. Das sich selbstverzehrende Feuer sprach zu uns allen. Da war uns unsere Alltagsaufgabe deutlicher als durch Worte gesagt.

Bischmisheim, Saar de Haas

## Die Tagung der Chevaliers de la paix

Nachdem die bisherigen internationalen Zusammenkünfte auf französischem Boden erfolgten, hatte man beschlossen, für dieses Jahr den Tagungsort nach Deutschland zu verlegen. Man wählte Bad Boll. Was das sagen will, ist für jeden Leser der CW klar. Der Name war ein Programm. Das Programm einer Einheit im Geiste. Eines Strebens, das für die Chevaliers de la paix in hohem Maße charakteristisch ist, ja sozusagen den Wesenskern ausmacht, des Strebens nach gemeinsamer Erlebnisatmosphäre. Wir schrieben im letzten Jahre etwa: es kam bei dieser Tagung nicht auf Lernen, sondern auf Erleben an. Damit war, kann man wohl sagen, das Merkmal getroffen. Das christliche Merkmal, wenn man so will. Diese Bewegung, herausgeboren aus dem tiefsten und gleichzeitig auch — und das ist vielleicht ihr schwacher Punkt — individuellsten Sich-Gott-verbunden- und dadurch Sich-Gott-verpflichtetfühlen ihres Führers Etienne Bach, sie ist für jeden Einzelnen persönlichstes Erleben, irgendwie zwar rational faßbar, aber doch auch irgendwo im Irrationalen verankert. Das ihr Kennzeichen zum Unterschied der meisten, ja fast aller Friedensbewegungen, deren Entstehung eine Gründung, damit etwas Zweckbewußtes, etwas Gewolltes, damit etwas Reales, Wirkliches und Verstandesmäßiges ist. All diese Gründungen sind in ihrer Art notwendig und nützlich. Jede hat ihre bestimmte Aufgabe, den ihr gegebenen Kreis der Mitstrebenden. Die Meisten, fast wohl Alle, sind — weil zweckbewußt pazifistisch — auch dem politischen Geschehen unentrinnbar verhaftet. Das macht sie ausdehnungsbereit und ausdehnungskräftig; in diesem politischen Wirkungsdrang liegt ihre activity, letztlich ihr praktischer Wert. Die CP-Bewegung ist Bewegung, um es immer wieder zu betonen, sie hat keinen „Wert". Wir glauben, damit Niemand unrecht getan zu haben. Denn wenn wir feststellen, daß ihr ein praktischer Wert im Sinne der übrigen Friedensbewegungen nicht zukommt, so wiederholen wir nur in andern Worten unsere Erkenntnis, daß sie irrational verankert ist, eine Ich-Du-Bewegung — wie Martin Buber sagen würde, keine Ich-Es-Bestrebung. Sie führt die Menschen verschiedener Völker und Konfessionen zu persönlichster Berührung, zu intimster Gemeinschaft in jenem Irrationalen. Aber damit, und das sei doch betont, ist ihre Aufgabe erfüllt. Und wenn nun im Folgenden versucht werden soll, in diesem Sinne die „Ergebnisse" der diesjährigen Tagung kritisch zu bewerten, so wolle man das nicht als kritische Nörgelei auffassen, sondern als den Versuch, sei es den Weg zurückzuweisen zum eigentlichsten Ausgangspunkt, sei es darauf aufmerksam zu machen, inwiefern sich die Bewegung innerlichst umstellen muß, will sie in das Fahrwasser der übrigen Friedensbewegungen einschwenken. (Das kann sie auch, und das wäre an sich sehr begrüßenswert. Vielleicht aber sei doch bemerkt, daß es für die politische Betätigung sowohl im internationalen als auch innersozialen Ideen- und Erfahrungsaustausch andere Bünde gibt, wie etwa den Versöhnungsbund.)

Nun zur Tagung selbst:

Einen breiten Rahmen nahm — wie jedesmal — das Eingehen auf die Entstehung des Bundes ein. Das war, wie aus dem Gesagten wohl hervorgeht, richtig gefühlt. Es war auch noch wichtig, das Verhalten des Kreuzritters in Familie, Schule, Kirche und Staat zu erörtern, wenngleich hier natürlich die erwähnte Grenze bedenklich gestreift wurde. Uns scheint, als sollte das Verhalten des Gliedes dieser einzigartigen Gemeinschaft nicht in breiten Diskussionen „erarbeitet" werden, sondern als sollte es sich eigentlich, unlöslich mit dem Sein des Kreuzritters verbunden, von selbst ergeben.

Sehr schwer aber prallten — wie nicht anders zu erwarten — die Gegensätze aufeinander, als man zur Erörterung der sozialen Frage kam. Es trennten sich, wie überhaupt, die beiden Gruppen,

von denen die eine die ganzen wirtschaftlichen Streitfragen als irgendwie psychologisch begründet ansah, die andere sich aber der sehr realen Macht des Kapitalismus bewußt blieb und ihr — durch Pfarrer Dr. Hartmann und Pfarrer Rodenberg — den Kampf des Sozialismus ansagte. Es war charakteristisch, daß vor allem die Franzosen der Macht des Kapitals als einer objektiven Gegebenheit, dem Unwillen des Arbeiters als einem (jedenfalls oft) gefühlten reinen Gerechtigkeitsbestreben verständnislos gegenüberstanden. Wer die französische Volkswirtschaft kennt, die auch heute noch überwiegend agrarisch eingestellt ist und damit die spezifischen Fragen des Industriestaats (Proletariat, Wohnungsfrage) nicht so brennend spürt, dem erscheint das begreiflich. Durchaus unbegreiflich aber war es, daß auch ein großer Teil der Deutschen glaubte, der Schwierigkeit der Frage vom Standpunkt der beati posidentes — in aller brüderlichen Liebe und Bereitwilligkeit — irgendwie beizukommen. Die also — um es bildhaft zu sagen — glaubten: Wer einer armen Arbeiterfrau hilft, etwa einen Sack Kohlen zu tragen, der hat auch damit die soziale Frage (im Prinzip) gelöst.

Es war nicht zu umgehen, daß hier, zumal (außer dem Verfasser) kein Volkswirtschaftler auf der Tagung war, die Fragen ohne genaues und gründliches Eingehen dafür aber mit um so mehr Pathos behandelt wurden. Das Pathos war durchaus echt, ja, wir möchten glauben, es war auch durchaus notwendig für die CP. Aber, und damit kommen wir auf das eingangs Gesagte zurück: die Kreuzritter sind nicht in der Lage, irgendwie gestaltend in das äußere Leben einzugreifen.

Oder aber, sie stehen am Scheideweg. Von der inneren Bewegung zur äußeren Bestrebung (die nicht äußerlich zu sein braucht). Mit diesem Schritt aber gehen sie ihres spezifischen Gehaltes verloren. Das fühlte auch Capitaine Bach, wenn er sich den Bestrebungen der Deutschen widersetzte, ja mit starker Leidenschaftlichkeit widersetzte, in der Bewegung irgendwie Politik zu treiben. Es ist klar, daß die Deutschen ihrerseits die Diskrepanz irgendwie fühlten, die in dem „Hie Kreuzritter, Hie Staatsbürger" liegt. Und diese Diskrepanz ist die Existenzfrage der gesamten Bewegung. Zugleich natürlich auch spielt die Frage wesentlich mit, ob es möglich ist, auf einem einzigen Erleben eine Bewegung aufzubauen, die etwa politische Ziele hat. Ohne hier uns festlegen zu wollen, glauben wir doch sagen zu können: eine innerliche, gewissermaßen metaphysische Bewegung, ein Zu-innerst-Bewegtsein halten wir für genau so möglich, wie wir es für ausgeschlossen halten, eine Bestrebung mit auch nur geringster politischer (in weitestem Sinne) activity auf Individualerleben aufzubauen.

Ziehen wir das Fazit der Tagung von Bad Boll — die im übrigen harmonisch wie jene von St. Foy verlief — so müssen wir erkennen, daß irgendwie ein Wendepunkt sich vielleicht erst von ferne gezeigt hat. Wir möchten aber, ohne unsere Kompetenzen als die eines Berichterstatters überschreiten zu wollen, der Bewegung wünschen, daß sie die ursprüngliche Linie sich wahrt, auf alle Politik und erst recht Sozialpolitik verzichtet, und sich auf das beschränkt, was wir Zu-innerst-Bewegtsein nannten, und dabei und daraus ein tätiges Leben führt.

Bickenbach, Bergstraße Walter Scheunemann

## Vom Weltprotestantismus der Gegenwart

### Religiöse oder neutrale soziale Arbeit?

In Paris fand vom 7.—13. Juli die erste Internationale Soziale Konferenz auf breitester Grundlage statt. Die Anregung dazu ging aus von der Liga der Rotkreuzgesellschaften. Das schuf von vorneherein die neutrale Basis, auf der sich Vertreter der staatlichen, der freien neutralen und der religiösen sozialen Arbeit treffen konnten. Die viertausend Teilnehmer vertraten wohl zum größten Teil neutrale Organisationen; die katholische Organisation der konfessionellen Liebesarbeit war stärker und einheitlicher vertreten als die protestantischen, am schwächsten naturgemäß die jüdische soziale Arbeit.

Die Konferenz, von Dr. René Sand vorbereitet, wirkte zunächst mehr durch die Massenhaftigkeit des Materials, die große Zahl der Teilnehmer als durch Zielbewußtheit einer Gesinnungsgemeinschaft oder tiefgründige Arbeit. Jedenfalls war sie ein erster Versuch, die gesamte soziale Arbeit der Welt zum Wort und wenn möglich zu gemeinsamer Wirkung zu bringen. Die Regierungen waren stark vertreten, die französische durch Loucheur. Die katholische Vertretung fand in der Caritasorganisation eine straffe Führung. Die Protestanten versuchten sich zum ersten Male einigermaßen um das Internationale Sozialwissenschaftliche Institut in Genf zu gemeinsamem Auftreten zu sammeln. Auffallend war das starke Überwiegen weiblicher Teilnehmer. Man sah, daß die Frau in der sozialen Arbeit einen ihr passenden Beruf gefunden hat.

Trotz der widersprechenden Eindrücke und mangelnder Klarheit in der Gesamtführung der Konferenz heben sich einige Linien deutlich heraus, die auch der Weltprotestantismus wohl beachten und verfolgen darf, um so mehr als diese Weltschau sozialer Arbeit ihm sowohl wie überhaupt der konfessionellen sozialen Arbeit einige nicht leichte Fragen stellt.

Zunächst fällt auf, wie sehr heute die Welt in sozialen Begriffen denkt. Der heutige Staat ist Sozialstaat geworden und rechnet die sozialen Aufgaben offenbar zu den wichtigsten. Er unternimmt Werke, die die Kraft eines ganzen Volkes erfordern, und hat unstreitig eine neue gewaltige Verantwortung auf sich genommen. Schon spricht man, wie früher von den Kriegslasten, heute von der sozialen Belastung des Staates und der Gemeinde und fragt sich, ob sie für die Wirtschaft des Landes tragbar ist.

Darin gibt sich eine neue Einstellung zu den sozialen Problemen kund. Das frühere Armenwesen wird zur Wohlfahrtspflege. Der Krieg hat die Armut geadelt, das Almosen verbannt, der sozialen Arbeit neue Aufgaben gestellt. Sie wird heute zu einer Wissenschaft. Sie ist nicht mehr nur Wohltätigkeit, Almosengeben, Herzensfreundlichkeit Einzelner, Erbarmen mit dem Notleidenden, sondern sie wird zu einer wohlüberlegten Anstrengung sozialen Denkens und Wollens. Das setzt Kenntnis der Tatsachen und klare Begriffe voraus.

Aber hieran fehlt es noch. Die Pariser Konferenz zeigte vor allem, wie schwer man heute über die Grenzen hinweg sich über soziale Probleme und Arbeit verständigen kann. Noch fehlen die gemeinsamen Begriffe, das gemeinsame Vokabular. „Innere Mission" kann man nicht ohne Weiteres ins Französische übersetzen. Social Service oder Welfare deckt sich nicht ohne Weiteres mit dem, was wir unter Sozialarbeit oder Wohltätigkeit verstehen.

Hier leistete die Konferenz eine erste geistige Vorarbeit der Verständigung. Zunächst wird immer deutlicher zu unterscheiden gesucht zwischen dem, was Wohltätigkeit ist und zwischen anderer Arbeit, wie sie im fürsorgenden Aufbau, in Prophylaxis, Sozialreform und Sozialpolitik geschieht. Auch wird das Bemühen sichtbar, solche Arbeit auf eine Sozialphilosophie zu gründen. Hier schauen die konfessionellen Körperschaften interessiert zu. Denn ihre Sozialphilosophie ist in den evangelischen Begriffen Bruderliebe, Glaubens- und Liebesgemeinschaft, Liebespflicht, Reich Gottes gegeben, also selbstverständlich religiös unterbaut. Die neutrale soziale Arbeit empfindet deutlich, daß man nicht einfach praktisch darauflos arbeiten kann, ohne klare Grundsätze zu haben. Hier reicht der Humanismus einige dürftige Begriffe dar, deren religiöser Ursprung sich nur mit Mühe verdecken läßt: Solidarität, Vertiefung der Gemeinschaftsidee, Verantwortlichkeit, Altruismus.

Immerhin, diese Wendung der früheren Liebestätigkeit zur Wissenschaft hat ihr Gutes. Es kommt so eine Ehrfurcht vor den Tatsachen hinein. Sie müssen gekannt, erforscht, verglichen werden Soziale Forschung wird nötig. Das ist eine neue Forderung auch an die soziale Arbeit der religiösen Organisationen.

Hier geht Amerika voraus. Research geht dort aller Aktion vor. Neu ist, daß auch die protestantischen Kirchen solche soziale Forschung treiben und sich nicht mehr nur mit der Arbeit des Barmherzigen Samariters begnügen. So hat das Federal Council ein besonderes soziales Forschungsbureau. Es veröffentlicht Studien auf wissenschaftlicher Basis. So kürzlich eine Studie über die Prohibition, den Kohlenstreik usw. Dieses Bureau hat sich durch seine unparteiische wissenschaftliche Forschung bereits weithin großes Ansehen erworben. Das Sozialwissenschaftliche Institut in Genf baut auch eine solche Abteilung für soziale Forschung auf, wobei gerade die amerikanischen Erfahrungen benutzt werden, wenn sie schon nicht ohne Weiteres auf Europa zu übertragen sind.

Wo Wissenschaft ist, da ist auch Methode, und da ist auch die Technik nicht weit. Dafür bot die Pariser Konferenz eine starke Anschauung. Und hier taucht nun ein neues Problem auf für die soziale Arbeit konfessioneller Körperschaften. Denn die imposante Anschauung der sozialen Tätigkeit der ganzen Welt zeigt, daß die frühere Liebesarbeit in einem gewaltigen Säkularisierungsprozeß begriffen ist. Der ursprüngliche religiöse Liebesantrieb wird verweltlicht, wird wissenschaftliches Interesse, wird Methode, wird soziale Technik. Die religiöse Inspiration eines Franziskus muß einer neuen sozialen Sachlichkeit Rede stehen.

Die religiösen Organisationen empfanden hier das Problem in voller Stärke. Sie konnten vornehm bei Seite stehen und darauf vertrauen, daß die Not-leidende Welt nicht nur die Fürsorgetechnik, sondern stets auch das liebende Herz noch brauchen wird. Aber es wäre falsch gewesen, sich hier auf diese letzte unerstürmbare Bastion des Herzens zurückzuziehen. So ist der Kirche Eins ums Andere aus der Hand genommen worden, weil Andere es besser, sachlicher, eifriger machen konnten.

Die konfessionelle Sozialarbeit hat sich daher entschlossen, bei diesem Weltappell in Paris mit einem deutlichen Hier! zu antworten. Dafür war es gut, daß wir nun in einem Internationalen Verband für Innere Mission und im Genfer Institut auch die Vertretungsorgane besitzen.

Namentlich den katholischen Organisationen lag es sehr daran, daß der konfessionellen sozialen Arbeit ihr anerkannter Platz verbleiben sollte. Das schuf sogar eine Fühlung mit den Protestanten, wie sie bisher z. B. in Stockholm nicht möglich gewesen war. Die Pariser Konferenz war eben neutraler Boden. Sobald dieser gegeben ist, stellt sich auf sozialem Gebiet Zusammenarbeit von selber ein. Man muß sie nur nicht zu stark „affichieren" und formulieren wollen. Praktisch hat sich seit Stockholm und der Encyclica bereits mehrfach gezeigt, daß trotz der Encyclica im Einzelnen kasuistisch die Zusammenarbeit nicht abgelehnt wird, weil wir einfach eine gemeinsame Front besitzen. So z. B. auch an der Tagung des Bundes katholischer Akademiker in Konstanz. Dann eben in Paris selbst, wo gegenseitige Verständigung über eine ge-

meinsame Haltung gesucht wurde mitten in diesem Säkularisierungssturm, der über die soziale Arbeit geht. Neuere Interpretationen der Enzyclica, z. B. durch den Bischof von Lausanne, scheinen auch zu betonen, daß die Enzyclica weniger eine Verurteilung von Stockholm und Lausanne sein wollte als eine Mahnung an Katholiken, kein katholisches Erbgut zu verschleudern. Wir wollen uns gern so grundsätzlich unterscheiden und im übrigen kasuistisch zusammenarbeiten.

Die protestantischen Vertreter sozialer Arbeit wurden durch das Genfer Sozialwissenschaftliche Institut einmal zusammen eingeladen, um eine gemeinsame Stellung zu beziehen. Damit wird auch der Weg vorbereitet zu einem Anschluß der Innern Mission an Stockholm. Bei aller Trennung zwischen Liebestätigkeit und Sozialethik oder Sozialreform gibt es doch genug Brücken.

Die Pariser Konferenz machte deutlich, daß auch für gemeinsame soziale Arbeit eine Gesinnungsgemeinschaft bestehen muß. Sie hat sie nicht schaffen können, wohingegen diese hier grundsätzlich zwischen den religiösen Organisationen besteht. Das sichert ihnen den unbestrittenen Platz, den sie in einem größeren Ganzen sowohl wegen ihrer Zielbewußtheit als auch wegen der Größe ihres Werkes beanspruchen dürfen. Das scheint allerdings nicht überall bekannt oder bewußt zu sein. Währenddem in der Eröffnung hingewiesen wurde auf die soziale Leistung des deutschen Roten Kreuzes, wurde kein Wort gefunden über die viel größere soziale Arbeit der deutschen Inneren Mission. Sie ist auch an der Presseausstellung in Köln als Ausdruck der sozialen evangelischen Arbeit nicht voll zum Worte gekommen.

Die religiösen Organisationen sind nun aber im neuen Aktionskomitee der Pariser Konferenz vertreten und können sich Gehör schaffen. Übrigens ist auch Amerika so stark protestantisch bestimmt auch in seiner neutralen sozialen Arbeit, daß das religiöse Interesse in der sozialen Tätigkeit sich jederzeit kräftigen Ausdruck verschaffen kann.

Die Präsidentin dieses neuen Aktionskomitees für die soziale Arbeit der ganzen Welt ist Frl. Masarykova, die Tochter des Präsidenten der Tschechoslowakei.

Genf Adolf Keller

## Wöchentliche Chronik

Das Diözesanblatt von Brixen veröffentlicht eine amtliche Erklärung des Kapitelvikars, die auch auf allen Kanzeln verlesen werden soll. Darnach wird vom kommenden Schuljahr an der Religionsunterricht ausschließlich in den Kirchen oder in den Pfarrhäusern erteilt, in deutscher Sprache selbstverständlich. Die Eltern werden aufgefordert, ihre Kinder in diesen Unterricht zu schicken. In der Erklärung des Kapitelvikars wird ausdrücklich darauf verwiesen, daß diese Anordnung mit Genehmigung des Papstes getroffen wurde. Der Kapitelvikar hat der staatlichen Provinzialbehörde davon Mitteilung gemacht und betont, daß er die volle Verantwortung für den unternommenen Schritt übernehme. FS 108

Der Magdeburger Katholikentag billigte einstimmig eine Entschließung des politischen Ausschusses, in der es heißt: Die heutige Gesellschaft vermag die nach neuer sozialer Ordnung hindrängenden Massen nur dann für eine christliche Kultur zu retten, wenn es gelingt, in Verwirklichung der Grundsätze katholischen Glaubens diese Massen in Volk, Staat und Nation heimisch zu machen, in ihnen das Bewußtsein lebendig zu erhalten, daß dieser Staat auch ihr Staat ist, mit berufen, Gemeinwohl und soziale Gerechtigkeit zu begründen und zu wahren. Auf der Grundlage dieser Erkenntnis ergab sich, unbeschadet von Meinungsverschiedenheiten in Einzelfällen, eine Übereinstimmung auch in der Anerkennung der Pflicht zu hingebender Mitarbeit am heutigen Staate, an seinen Gliedern und Organen. Ferner einen Aufruf an die deutschen Katholiken mit folgenden Sätzen: „Die deutschen Katholiken müssen, getreu ihrer Überlieferung und bisherigen Haltung, am deutschen Staat der Gegenwart, insbesondere der Wiedererlangung der vollen nationalen Freiheit, unter Einsetzung aller verfügbaren Kräfte, mitarbeiten. Die deutschen Katholiken sollen im Geiste gegenseitigen Verstehens und christlicher Liebe auf die Gestaltung des öffentlichen Lebens im Sinne der katholischen Grundsätze Einfluß nehmen und durch vertiefte staatsbürgerliche Gesinnung in sozialer und politischer Betätigung zum Wohl des Gesamtvolkes zukunftsfroh beitragen."

Der vierte Kongreß der Religiösen Sozialisten Deutschlands beschloß eine Kundgebung, in der es unter anderem heißt: „Wir lehnen alle von bürgerlichen und christlichen Sozialreformern propagierten Rettungsversuche der heutigen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung entschieden ab. Nur eine grundlegende Neugestaltung aller wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Beziehungen im Sinne des Sozialismus kann uns helfen. Soll das Proletariat dieser seiner Aufgabe gerecht werden, dann bedarf es hierzu der restlosen Einigkeit über alle nationalen, weltanschaulichen und religiösen Schranken hinweg. Nach wie vor werden wir religiösen Sozialisten es als unsere besondere Aufgabe betrachten, innerhalb der bestehenden Kirchen und Religionsgemeinschaften um das Recht des arbeitenden Volkes und um die Befreiung des Christentums aus den kapitalistischen und nationalistischen Fesseln zu kämpfen."

Reichsbote und Evangelischer Bund geben nunmehr die am 1. Juli geschlossene Verbindung bekannt. Der Evangelische Bund hat sich des Reichsboten angenommen, um sein Eingehen oder seinen Übergang an mehr wirtschaftlich interessierte Kreise zu verhindern: sei er doch eines der sehr wenigen Blätter, die evangelische Belange mit Nachdruck vertreten. Der Reichsbote werde Wertvolles an seiner Eigenart nicht preisgeben, aber sich in das Bundesleben einfügen.

Die Bekenntnistreue Vereinigung in der Provinz Sachsen hat sich mit gleichgesinnten Verbänden (Gnadauer Konferenz, Gemeinschaftsverband in der Provinz Sachsen und Anhalt, Bund Haus und Schule, Pastorengebetsbund, Verband gläubiger Kaufleute) zu einem Bunde der Bekenner des biblischen Evangeliums zusammengeschlossen und beschlossen, bei den Wahlen zur Provinzialsynode eigene Listen aufzustellen. Die Positive Union hat sich bisher noch nicht angeschlossen.

Der Stahlhelm in Groß-Berlin und anderswo ermahnt seine evangelischen Mitglieder, sich an den Wahlen zu den kirchlichen Gemeindekörperschaften in Altpreußen tatkräftig zu beteiligen. Es soll in den Gemeindekörperschaften und durch diese in den Synoden eine Mehrheit geschaffen werden, „die die Kirche für unser deutsches Volkstum fruchtbar macht." Die Sicherung der christlich-deutschen Erziehung unseres Nachwuchses ist „zumal der Staat hier völlig versagt, nur mit Hilfe der Kirche möglich, denn wer sie hat, hat zugleich die Schule, zum mindesten den Religionsunterricht, der das Herzstück der sittlichen Jugenderziehung bildet." ED 37

In LL 36 schreibt Pfarrer Michaelis-Bethel, die vereinigte Rechte hätte in der Erklärung zu dem Bekenntnisvorspruch der preußischen Kirchenverfassung gesagt, daß dieser Vorspruch keine rechtsgesetzliche Bindung habe. So hätte es auch zuerst im stenographischen Bericht gestanden, der Ausdruck sei aber handschriftlich durch eine nicht mehr zu ermittelnde Stelle in „lehrgesetzlich" geändert worden, obwohl „rechtsgesetzlich" vorgelesen war, und so in dem amtlichen Druck gekommen.

In einer Broschüre, die von einem in Hamburg bestehenden deutsch-christlichen Werbebureau herausgegeben wird, ist die Gründung einer deutsch-christlichen Partei, wenn auch zunächst nur in der Form eines deutsch-christlichen Ordens in Aussicht gestellt. In der Schrift wird als Ziel die grundsätzliche Erneuerung, Vertiefung und Verinnerlichung des christlichen Gedankens in der Welt bezeichnet. Rb 216

Der Berliner Magistrat hat die Kirchengemeinden am Verfassungstage nur gebeten „zu flaggen und zu läuten", nicht „in den Reichsfarben" (CW 17).

Die Vereinbarung der Osnabrücker Pfarrer auf Einführung des Glaubensbekenntnisses an bestimmten Feiertagen (CW 16) hat die Genehmigung der Kirchenvorstände nicht gefunden. Gegen die von einigen Pastoren fortgesetzte Verlesung ist Protest bei der Kirchenbehörde in Hannover eingelegt worden.

Die von Adolf Stöcker begründete Kirchenzeitung „Die Reformation" erscheint wieder vom 1. Oktober an. Herausgeber Ernst Bunke und Wilhelm Philipps.

Die Theologische Fakultät in Halle plant in Gemeinschaft mit der Provinzialkirche die Schaffung eines Konvikts für Theologiestudierende ohne Latinum und Graecum.

Das Stagesche Neue Testament war schon vor dem Krieg das gekaufteste Buch der Reclamschen Universalbibliothek. Prbl 36

Der Weltspartag ist auf Einspruch des Evangelischen Bundes vom 31. auf den 30. Oktober verlegt worden.

Der Ethikbund des Physiologen Abderhalden in Halle (Geschäftsstelle Magdeburger Straße 21) hat zur Zeit 1938 Mitglieder: 823 Ärzte, 395 Geistliche, 175 Lehrer, 32 Juristen, 41 Fürsorgerinnen, 472 sonstige. Jahresbeitrag 5 M. Dafür erhält man die Zeitschrift „Ethik" (s. Sp. 931).

Die deutsche Biererzeugung hat 1927 gegen das Vorjahr um 3 232 000 Hektoliter zugenommen. Der deutsche Trinkbranntweinverbrauch betrug 1926/27 831 460 Hektoliter reinen Alkohols, was in trinkfertigem Branntwein die dreifache Menge bedeutet. Die Weinbaufläche hat sich gegen 1911 um 8700 Hektar auf 73 000 Hektar verringert.

Das von dem Präsidenten des Völkerbundrates, dem finnischen Außenminister Procope, in Genf gegebene erste große diplomatische Frühstück war alkoholfrei. Rb 210

Die bisher vom Staat abhängige Evangelisch-lutherische Kirche Lettlands hat durch die neuen Bestimmungen des Ministerkabinetts über die rechtliche Lage der Evangelisch-lutherischen Kirche (Nr. 188 des Regierungsanzeigers vom 22. August) das Selbstbestimmungs- und Selbstverwaltungsrecht erhalten.

Die Theologische Fakultät an der Universität Riga zählt 7 Dozenten und 120 Theologiestudierende; die Kirche umfaßt über 300 Gemeinden mit 1½ Millionen Gliedern, davon 50 000 in den deutschsprachigen Gemeinden.

In Posen und Pommerellen haben von 400 evangelischen Kirchengemeinden nur noch 220 einen Pfarrer.

Die methodistische Generalkonferenz hat den Bischof Bast in Kopenhagen (CW 1925, 3/4; 26, 8) seines bischöflichen Amtes entsetzt, der Bischof selbst seinen Rücktritt vom Predigtamt erklärt. Prbl 36

Die tschechische Regierung hat die vor drei Jahren aufgehobenen zweiten Feiertage zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten wieder eingeführt, außerdem noch die Feiertage Drei Könige, Himmelfahrt, Fronleichnam, Peter Paul, Mariä Himmelfahrt, Allerheiligen und Mariä Empfängnis.

In der Lausanner Kathedrale ist ein Gedenkstein an die Weltkonferenz des vorigen Jahres vom Presbyterium angebracht und im Hauptgottesdienst eingeweiht worden. RefKZ 36

Als erster weiblicher Seelsorger im Elsaß ist Marie Seller an die Etienne-Kirche in Mülhausen berufen.

In Spanien wurden sechs evangelische Mädchen aus der Schule verwiesen, weil sie sich an katholischen Gebräuchen nicht beteiligen und das Bild der Jungfrau Maria nicht küssen wollten.

Ein neues russisches Gesetz will auch die privaten Andachtsübungen zwangsmäßigen Beschränkungen unterwerfen. Jeder Zusammenschluß und jede Versammlung religiöser Art von Frauen, Kindern oder Jungmannen soll verboten, religiöse Bibliotheken oder Lesezimmer dürfen nicht mehr unterhalten werden, alle Kultgegenstände sollen als Nationaleigentum erklärt und den religiösen Gemeinschaften nur leihweise überlassen werden. Jede Ausübung des Kultus auf öffentlichen Plätzen und in Spitälern ist untersagt, nur für ernstlich Erkrankte, die ausdrücklich darum bitten, gestattet.

Die Kirche der deutschen lutherischen Gemeinde in Moskau wurde von der Sowjetregierung geschlossen mit der Begründung, daß das Kirchengebäude dem weiteren Ausbau einer wissenschaftlichen technischen Anlage im Wege sei.

Die jüdische Sektion der kommunistischen Partei Rußlands Jewsekzia bemüht sich, die Synagogen zu konfiszieren; die Gemeinden suchen vergeblich sie zu schützen. In Koresten hängt an Stelle des Schranks für die heilige Lade ein Bild Lenins, in Pogrenischtsche wurde die Synagoge in ein Kino umgewandelt, in Radomial veranstaltete die Jewsekzia in der Synagoge einen Ball mit Gesang und Tanz. CVZ 31. 8. 28

Die chinesische Nationalregierung hat eine Verordnung für die ausländischen religiösen Stationen erlassen, wonach ihnen das Pachten von Land und Häusern erlaubt ist; doch kann die Genehmigung verweigert werden, wenn die Größe des Geländes oder Größe oder Zahl der Bauten die Bedürfnisse der Mission überschreiten.

In Japan bestehen jetzt 11 760 Bordelle mit 52 500 Insassen, die von über 22 Millionen Männern besucht werden, außerdem existieren noch 72 000 Geishas. In einzelnen Provinzen, wo das Christentum schon lange bekannt ist, ist die Prostitution aufgehoben und verboten; dort haben sich die Bordellwirte zu einer Interessengemeinschaft zusammengeschlossen und ein Presseorgan gewonnen. Die Regierung hat Richtlinien zu einer Reform erlassen mit der Anweisung an die Provinzialorgane, sich zur Sache zu äußern. 17 Präfekturen haben darauf den Bordellbesitzern Beschränkungen auferlegt. Ferner hat die Regierung aus Prestigegründen die Abberufung aller japanischen Prostituierten vom asiatischen Festland angeordnet. Eine Petition von drei christlichen Reichstagsmitgliedern für Abschaffung der Bordelle liegt jetzt zur Unterschriftensammlung aus. EMR 9

In einer Fabrik in Brooklyn legten 400 Mädchen die Arbeit nieder, weil sie die unflätigen Redensarten ihrer männlichen Mitarbeiter nicht mehr mit anhören wollten. RefKZ 37

Curiosum. Kasimir Edschmid kommt auf der Fahrt zum Toten Meer über Jericho. Und er denkt an die von den Posaunen umgeblasenen Mauern. Er weiß eine Erklärung des Wunders. „Das Rätsel der Mauern, die umfielen, erklärt sich wohl so, daß die armseligen Lehmwände Jerichos, die von der Regenzeit feucht waren, glatt einstürzten, als die Bewohner sich neugierig dagegen lehnten, um die Juden anmarschieren zu sehen." FZ 698

Von Personen. Berufen: Professor D. Frh. Hans v. Soden in Marburg nach Heidelberg. Umhabilitiert: Lic. Joachim Begrich für Altes Testament von Halle nach Marburg. Lehrauftrag: Privatdozent Lic. Erich Fascher in Marburg für neutestamentliche Gräzität und Zeitgeschichte; Pfarrer Gerhard Lütgert in Frankfurt am Main für Systematik bei der dortigen philosophischen Fakultät. Ernannt: Honorarprofessor D. Carl Schmidt, Berlin, zum Ordinarius; Lic. Joachim Jeremias, Berlin, zum Extraordinarius; Oberstudienrat D. Otto Clemen, Zwickau, zum ordentlichen Honorarprofessor für Kirchengeschichte in Leipzig; Pfarrer Georges Berguer, Genf, zum Extraordinarius; Edgar Reuterskiöld, Upsala, zum Bischof von Växjö; Bischof Dr. Temple, Liverpool, zum Erzbischof von York. Promoviert: Pfarrer Jules Rambaud, Gonzenheim, zum D. von Gießen. Studienrat Pfarrer Köberle, Leipzig, von Tübingen. Geh. Medizinalrat Professor Dr. Ludwig Aschoff, Freiburg, Kirchenrat Wilhelm Schulz, Karlsruhe, Kirchenrat Wilhelm Ziegler, Kork, von Heidelberg. Missionsdirktor Eduard Kriele in Barmen, Pfarrer Lic. Hinrich Jannsen in Essen von Bonn. Superintendent Gottfried Simon von Münster. Gestorben: Studiendirektor und Leiter des Evangelischen Predigerseminars und der Theologischen Schule in Posen D. Schneider, GR. D. Wilhelm Fries in Halle, Altprofessor Frank Thomas, Genf. E St

## Bücher und Schriften

**Kirchliches Jahrbuch für die evangelischen Landeskirchen Deutschlands 1927.** Herausgegeben von Oberkonsistorialrat D. F. Schneider, Leiter des Statistischen Amts des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses. 54. Jahrgang. Gütersloh, Bertelsmann. 662 S. Geb. 20 M.

Das Schneidersche Jahrbuch für 1927 weist, verglichen mit seinen Vorgängern, keine wesentlichen Änderungen auf. Die Mitarbeiter sind dieselben wie im Jahrbuch für 1926; neu hinzugetreten ist nur Domprediger Richter aus Berlin, übrigens mit einem Aufsatz, der, ohne daß damit über seinen Wert geurteilt sei, seinen Platz besser in einer homiletischen Zeitschrift gefunden hätte. Von diesem Aufsatz abgesehen, betreffen die einzelnen Kapitel: Gemeinde und Gemeindeorganisation, Innere Mission, Deutsche evangelische Heidenmission, Juden und Judenmission, Kirchliche Statistik, Innerkirchliche Evangelisation, Evangelisches Auslandsdeutschtum, Vereine, Kirchlich-soziale Chronik, Kirche und Schule, Kirchliche Zeitlage, Kirchliche Gliederung des evangelischen Deutschlands, Personalstand der Kirchenbehörden usw., und Totenschau. In jedem Kapitel ist eine Unsumme von Arbeit niedergelegt; jedes Kapitel zeigt auch, mit welcher Hingebung auf den einzelnen Lebensgebieten unserer evangelischen Kirche gearbeitet wird. Zu bedauern bleibt nur, daß die Öffentlichkeit von dieser Arbeit so wenig Kenntnis nimmt. Ein Professor der Staatswissenschaften gab Schneider den Geschäftsbericht, den der Kirchenausschuß dem Königsberger Kirchentag vorgelegt hatte, mit Ausdrücken der Überraschung über die gespannte Energie dieser Arbeit, aber zugleich der Verwunderung darüber zurück, daß das in diesen Bericht Gefaßte den meisten Gebildeten unserer Tage nahezu unbekannt sei. Er würde über das Schneidersche Jahrbuch kaum anders urteilen. Ja, nicht bloß die Gebildeten im Allgemeinen, auch die meisten Theologen und Pfarrer verwerten den Stoff nicht, den Schneider Jahr für Jahr bietet. Schneider bringt hierfür auf S. 175 in Sachen der evangelischen und katholischen Geburtenziffer ein schmerzliches Beispiel. Dies Jahrbuch müßte in Pfarrkonferenzen oder andern kleinen Kreisen Kapitel für Kapitel durchgearbeitet werden. Eine lohnende Aufgabe fände u. a. auch der Evangelische Preßverband, wenn er in seiner Zeitungskorrespondenz die einzelnen Kapitel in selbständigen Aufsätzen volkstümlich verarbeiten wollte; durch diesen Kanal käme der Stoff wenigstens in unsere Kirchen- und Sonntagsblätter.

Das Vorwort setzt sich mit dem Vorwurf der „mangelnden Objektivität" auseinander, den unser Blatt gegen Schneider wiederholt erhoben hat. Ich möchte darauf nicht wieder eingehen; schon deshalb nicht, weil mir diesmal gerade der Schneidersche Aufsatz über die „Kirchliche Zeitlage" die Grenzen der Sachlichkeit mit keinem Wort zu überschreiten scheint. Dabei schmeichle ich mir aber nicht, daß diese Objektivität eine Frucht meiner letztjährigen Besprechung sei; als diese erschien (CW 1927, Nr. 22), war das vorliegende Jahrbuch schon längst gedruckt. Wichtiger ist mir ein Anderes, nämlich die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, Dinge, die noch im Fluß sind, zusammenfassend darzustellen und in ihrer Bedeutung zu würdigen. Das gilt z. B. von Schneiders „Kirchlicher Zeitlage", namentlich aber von Bachmanns „Kirche und Schule". Der Darsteller muß an einem bestimmten, zufälligen Zeitpunkt abbrechen, die Ereignisse aber geben ihren Gang weiter. Wäre es unter diesen Umständen nicht ersprießlicher, wenn sich das Jahrbuch auf die nüchterne, chronistische Wiedergabe der Urkunden und des sonstigen Tatsachenmaterials beschränken, eine zusammenfassende Würdigung aber nur für größere Zeiträume bringen wollte, auf jeden Fall erst dann, wenn die Entwicklungen zu einem gewissen Abschluß gekommen sind?

Im Einzelnen erscheinen mir bei dem Kapitel „Vereine" die Berichte über die Jahresfeste des Gustav Adolf-Vereins und des Evangelischen Bundes entbehrlich. Die Feste haben ihren Zweck erfüllt, indem sie gefeiert wurden. Statt dessen sollten die Jahres- und Kassenberichte der beiden Bünde statistisch verwertet und zu einem klaren Bild über deren Lage und Wirksamkeit verarbeitet werden. — Auf S. 504 ist die Reihenfolge der neuen Gesangbücher zeitlich falsch; sie muß Frankfurt, Thüringen und Bayern lauten. Auch haben nur Frankfurt und Thüringen das Auslandsgesangbuch als Grundstock übernommen, Bayern geflissentlich nicht. Daß das Frankfurter Gesangbuch „dem Ideal eines Gesangbuchs sehr nahe kommen dürfte", verzeichne ich mit dankbarer Freude. — An Druckfehlern ist mir aufgefallen: S. 173, Z. 28 v. u. soll es 30 676 statt 306 746, S. 200, Z. 13 v. u. vermutlich 400 000 statt 000 000 heißen; S. 242 ist Lütgert statt Lüttgert, S. 254 Simons statt Simon zu setzen.

Und nun das Herzstück des Jahrbuches, die Statistik! Unter dankbarster Würdigung der ungeheuren Arbeit, die darin steckt, und der außerordentlich wertvollen Verarbeitung der Zahlen beschränke ich mich darauf, einige wenige Punkte zu beleuchten. Beurteilt Schneider die konfessionelle Seite des Geburtenrückgangs nicht doch zu optimistisch? Im Ganzen stimme ich ihm bei; auffallend ist aber doch, daß in Tabelle 6, Lebendgeborene in preußischen Großstädten, die höchsten Ziffern fast durchweg auf Großstädte mit überwiegend katholischer Bevölkerung treffen: Buer, Hamborn, Bochum, Ober-

hausen, Münster, Gelsenkirchen und Duisburg mit (1926) mehr als 20 Lebendgeborenen auf 1000 Einwohner sind ganz oder größerenteils katholisch, Altona, Magdeburg, Wiesbaden, Barmen, Frankfurt und Berlin mit den niedrigsten Geburtenzahlen sind größerenteils evangelisch; von überwiegend katholischen Großstädten gehören nur Düsseldorf und Krefeld in diese zweite Reihe. Woher mag es übrigens kommen, daß in Elberfeld 1926 auf 1000 Einwohner 18,18 Geburten treffen, in dem benachbarten und doch gleichartigen Barmen aber nur 13,51? Auch manche andere Frage ruft diese Tabelle wach. — Günstig gestalten sich die evangelisch-katholischen Übertrittszahlen. Nach den amtlichen evangelischen Berichten sind von 1923 bis 1925 9547, 10 880 und 13 591 Katholiken evangelisch, nach den amtlichen katholischen Berichten in derselben Zeit 7245, 6953 und 6938 Evangelische katholisch geworden; oder, in Verhältniszahlen ausgedrückt, von 100 000 Katholiken sind 49,41, 56,31 und 67,31 evangelisch, von 100 000 Evangelischen nur 19,01, 18,24 und 17,57 katholisch geworden. Ganz wertlos sind die amtlichen evangelischen Zahlen über das Ziel der Austritte; so z. B. melden die evangelischen Kirchen der Provinz Hessen-Nassau für 1925 insgesamt 57 Austritte zur katholischen Kirche, die katholische Kirche derselben Provinz aber 255 Eintritte Evangelischer. An diesem Widerspruch ist nicht etwa Schneider, sondern seine amtliche Unterlage schuld. Nun *können* in den Großstädten die Kirchen kaum feststellen, welcher Religionsgemeinschaft sich die Austretenden anschließen; dann sollte aber diese Rubrik aus den Tabellen ganz verschwinden. — Interessant ist, daß die Anziehungskraft der evangelischen Kirche gegenüber den Juden immermehr nachläßt. 1910 sind in Deutschland 465 Juden getauft worden, 1920: 452, 1924: 243, 1925 nur noch 226; selbst Frankfurt weist 1925 nur 6 Taufen ehemaliger Juden auf. Hat die **Vox populi** Recht, die behauptet, daß sich neuerdings die austretenden Juden in stärkerem Maß der katholischen Kirche anschließen? Oder bleiben sie konfessionslos? — In Tabelle 23 stimmen die Abendmahlsziffern für Frankfurt nicht; bei gleichgebliebener Zahl der evangelischen Bevölkerung und fast gleichgebliebener Zahl der Abendmahlsgäste lautet die Verhältniszahl für 1924: 14,84 und für 1924: 19,49. Wo steckt der Fehler? Doch, Frankfurt ist die Crux des Statistikers. Solange sich in das Gebiet einer einzigen Stadt drei verschiedene Landeskirchen teilen, ist statistische Genauigkeit schlechterdings nicht zu erzielen. Um ein zutreffenderes Bild geben zu können, hat Schneider an einer Stelle, in Tabelle 29, den Ereignissen vorgreifend, den Kirchenkreis Bockenheim zu Frankfurt gerechnet; ganz einwandfrei werden die Zahlen auch dadurch nicht. Ich stelle übrigens ausdrücklich fest, daß an der Ungenauigkeit, die ich voriges Jahr zu beanstanden hatte, nicht Schneider, sondern die Feder eines Frankfurter Bürobeamten schuld war.

Genug der Einzelheiten! Schneider möge an meiner Auseinandersetzung mit ihm sehen, wie hoch ich sein Jahrbuch schätze. Seitdem der vorliegende Band erschienen ist, hat Schneider die Altersgrenze erreicht und ist er aus dem Kirchenbundesamt ausgeschieden. Der Dank aller Benützer seines kirchlichen Jahrbuchs folgt ihm nach; mit dem Dank aber auch die Hoffnung, daß er uns noch manche Frucht seines Ruhestandes schenkt!

Frankfurt a. M. Johannes Kübel.

**Militia Christi.** Vom Wirken des Evangeliums in der studentischen Welt. Herausgegeben in Verbindung mit Franz Ixmer von Hanns Lilje. Berlin, Furche-Verlag 1928. 224 S. 5.50, geb. 6,50 M.

18 Abhandlungen von Pfarrern oder Freunden der DCSV als eine Art Festschrift zum 70. Geburtstag des langjährigen Vorsitzenden Exzellenz Michaelis. Sieht man von einem einleitenden Aufsatz des Freiburger Stadtpfarrers Weber und einem „Ausblick" betitelten Schlußwort des Rittergutsbesitzers von Thadden ab, so werden die Aufsätze in drei Abschnitte eingeteilt: Lage, Aufgabe, Leben.

Die Überschrift des dritten Teils ist mißverständlich. Er bietet ein lebensvolles Bild des Grafen Pückler aus der Feder Paul Humburgs, Theophil Mann schildert die Anfänge der DCSV mit besonderem Blick auf ihren Kampf mit den Einflüssen des Gemeinschaftschristentums, Samuel Baudert berichtet von den Leistungen der Kriegsjahre, Johannes Kühne vom geistigen Ringen nach dem Kriege, während Meta Holland den Werdegang der DCVSF skizziert. Das Alles könnte man besser „Vom Werden der DCSV" überschreiben, denn auch der Aufsatz von Gottlieb Schrenk: Neue Wege, ist geschichtlich orientiert und schildert die Arbeit der Sekretäre, vornehmlich Karl Heims und Erich Niedermeyers, die richtunggebend gewirkt haben. Lediglich „das Blatt persönlicher Erinnerung" von Erich Stange fällt aus dem Rahmen heraus, obwohl es auch einen geschichtlichen Rückblick enthält. „Das Leben" ist also in Wahrheit der Werdegang der DCSV, wenn man es auf eine kurze Formel bringen will: die Entwicklung vom Laienevangelistentum zur wissenschaftlich begründeten und von namhaften Universitätslehrern beeinflußten Theologie. Daß diese Entwicklung nicht ohne Kämpfe abging, das sind die Aufsätze des dritten Abschnittes Zeuge.

Drei Aufsätze des ersten Abschnittes charakterisieren die Lage der Studentenschaft im Augenblick, sechs weitere sprechen von der Aufgabe, die hier zu leisten ist. Überflüssig zu sagen, daß das alles mit großem Ernst geschieht. Persönlich hat Rezensent von Müllers, Liljes und Muntschicks Aufsätzen den tiefsten Eindruck gehabt. Was besonders Muntschick über Studentenseelsorge sagt, trifft vielfach den Nagel auf den Kopf, während bei Müller und Lilje die Nüchternheit imponieren, mit der sie die Dinge sehen, wie sie sind. Durch die meisten dieser Aufsätze klingt ein Ton von Enttäuschung und Resignation; wer ein feines Ohr hat, hört das trotz aller Überzeugtheit, die hier für eine heilige Sache mit rechten Mitteln zu werben glaubt, heraus. Auf Konferenzen der Studentenpfarrer wird es ja zugegeben, daß die Erfolge gering sind, und der objektive Beobachter wird bei allem guten Willen der Beteiligten gerade darin ein Hindernis sehen, daß ihre Art als DCSVer oder als von „oben" angestellte Pfarrer weiten Kreisen der Studenten Abneigung einflößt, mindestens Mißtrauen. Im Grunde ist die DCSV nicht so interkorporativ, wie sie idealiter sein will, und ihre Darstellung durch Johannes Schneider als „inkorporiert in Christus" wird man in dieser Form und im Zusammenhang nur mit gemischten Gefühlen lesen. Offen gesagt — die Zukunft der Studentenseelsorge wird meines Erachtens nicht den landeskirchlichen jungen Pastoren gehören, die außer ihrem theologischen Studium kaum ernsthaft in andere Disziplinen eingedrungen sind und ohne akademischen Grad vielfach auch nicht wissenschaftliche Autorität genug genießen, sondern denen, die als Dozenten in der Universität vom gleichen Boden aus, ohne mit dem Mißtrauen „kirchlicher Beamter" behaftet zu sein, lehrend und predigend ihre Arbeit leisten und den Studierenden von *Katheder und Kanzel* aus die lebendige Einheit von Glauben und Wissenschaft illustrieren. Daß dem so sein dürfte, dafür sprechen auf der einen Seite die stillen Klagen der hier schreibenden studentischen Pfarrer, auf der anderen Seite die von ihnen unverhohlen zum Ausdruck gebrachte Bewunderung für den weitgehenden Einfluß von Männern wie Heim, Althaus, Schlatter (zu denen man gerechterweise freilich auch Männer wie Bousset, Otto, Barth, Bultmann rechnen müßte). Man wird in der ganzen Grundhaltung dieser Aufsätze das Gefühl einer hemmenden Enge nie ganz los und sähe lieber, statt des Untertitels „Vom Wirken des Evangeliums in der Studentischen Welt" wäre sachlicher und nüchterner gesagt worden: „Vom Wirken der DCSV in der Studentenschaft"; denn daß auch Nicht-DCSVer „Evangelium" verkünden in der Studentenschaft, dürfte wohl kein Einsichtiger bestreiten; wie denn auch nicht alle kirchlich angestellten Studentenpfarrer DCSVer sind.

Erich Fascher

**Sören Kierkegaard.** Von *Christoph Schrempf*. Eine Biographie. 1. Band. Jena, Eugen Diederichs 1927. 380 S. 7.50, geb. 10 M. *)

**Sören Kierkegaard.** Seine Lebensentwicklung und seine Wirksamkeit als Schriftsteller. 1. Teil: Die Erziehung zum Beruf. 2. Teil: Der Dichter der Stadien. Von *Eduard Geismar*, Professor der Theologie in Kopenhagen. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1927. Je 120 S. 3.50 M. für jeden Teil bei Subskription. Teil 1 einzeln: 4.20 M. **)

Wir machen unsere Leser schon jetzt aufmerksam auf diese beiden ersten Bände zweier bisher umfangreichsten Kierkegaard-Biographien. Die beiden Verfasser sind bereits bekannt als Kierkegaard-Kenner durch ihre Tätigkeit als Übersetzer und Herausgeber von Schriften Kierkegaards. Namentlich *Schrempf* ist jedem Leser der Diederichsschen Ausgabe durch seine Nachworte bekannt. Auch seine „Biographie" soll ein „Nachwort" sein, sofern er die Kenntnis Kierkegaards voraussetzt. Er möchte gelesen werden zwischen der ersten und zweiten Lektüre der Schriften Kierkegaards als ein „Hilfsmittel für die Auseinandersetzung" mit ihm. Dieses Hilfsmittel will jedoch die Auseinandersetzung nicht erleichtern, sondern eher erschweren, sie nämlich zu ihrer eigentlichen Tiefe bringen. Für Schrempfs Stellung zu Kierkegaard ist wohl noch immer charakteristisch, was er selbst am Schluß seines Nachwortes zur „unwissenschaftlichen Nachschrift" (Ges. Schr. Bd. 7) sagt: „Kierkegaard rühmte sich der Kunst, so schreiben zu können, daß Ketzer ihn nicht verstehen. Ein Ketzer bin ich für ihn sicherlich — schon weil ich Ernst damit mache, daß man das Christentum auch von außen angesehen haben müsse; sodann weil ich seine Bedenken gegen die spekulative Theologie auf das kirchliche Bekenntnis ausdehne. Als Ketzer bin ich auch in die Anmaßung verfallen, ihn besser verstehen zu wollen, als er sich selbst verstand: ob ich ihn also nicht bloß mißverstanden habe?" (Zur Charakteristik Schrempfs im allgemeinen vgl. CW 1927 3, 129.) So schreibt Schrempf wesentlich nicht für den, der Kierkegaard „ohne Anstoß mit Erbauung lesen" kann. Jeder wird darum an rein Biographischem eine Menge Interessantes finden.

Keine Biographie wird uns so in Kierkegaards Existenz hineinblicken lassen können, wie es dieser durch seine Tagebücher uns ermöglicht. Jede Biographie wird uns vielmehr aufs neue zum Bewußtsein bringen, wieviel wir entbehren müssen, daß wir noch immer keine ausführlichere Übersetzung der Tagebücher haben als die Heckersche Ausgabe (Brenner-Verlag). Der ungeheure Umfang des schriftlichen Nachlasses wird freilich wohl bewirken, daß diesem Mangel so bald nicht abgeholfen wird. Dagegen wäre ein anderer Wunsch doch leichter zu befriedigen, nämlich der, daß uns der Diederichs-Verlag endlich einen weiteren Band der „er-

*) Über dieses Buch liegt ein besonderer Aufsatz vor. Der zweite Teil ist inzwischen erschienen.

**) Inzwischen ist der dritte Teil erschienen.

baulichen Reden" brächte, deren Herausgabe uns schon so lange in Aussicht gestellt ist. Die Zeit, wo Kierkegaard „modern" war, wird ja wohl bald vorbei sein, so daß man sich allmählich um ernsthaftes Verständnis seiner Intentionen bemühen mag. Wem aber daran gelegen ist, der kann nur bedauern, daß sein erbauliches Schrifttum noch immer nur teilweise zugänglich ist. Das Verständnis der theoretischen Schriften scheitert meist an einer ungenügenden Kenntnis oder Beachtung der Zusammenhänge Kierkegaards mit Hegel. Daß auch Schrempf sich darüber einfach hinwegsetzt, ist wohl der Punkt, wo wir von vornherein am meisten Bedenken hegen gegen den Wert dieses Werkes. —

Die erbauliche Seite an Kierkegaards Leben und Werk scheint bei Geismar ihre verdiente Beachtung gefunden zu haben. Er hat nach seinem Vorwort das Seelenleben Kierkegaards umfassend studiert und glaubt daraufhin das „eigentümlich Krankhafte" von dem, was „an ihm die von Gott verliehene, unendliche Vollmacht hat", scheiden zu können. Seine grundsätzliche Stellung deutet er an, etwa in den Worten: „Und doch kränkt er (Kierkegaard) etwas, was mir heilig ist, wenn er schließlich ein negatives Verhältnis zu Gottes Grundordnungen des Lebens, der Arbeit und der Ehe, fordert." Das hindert aber nicht, Kierkegaard als „einen Helfer zu persönlichem, wahrem Christentum" zu betrachten. Der erste Teil enthält im wesentlichen Biographisches, während die folgenden die einzelnen Schriften behandeln werden. Ob der Verfasser „eine Kierkegaard kongeniale Natur" ist, wie der Verlag behauptet, wollen wir lieber gar nicht erst fragen, denn die Antwort darauf würde gleichzeitig entscheiden über das Ergebnis eines „ganzen Lebens, das dem Studium Kierkegaards gewidmet" gewesen sein soll! Auch Reklame müßte doch ihre Grenzen kennen! — Einem Werk, das eine Einführung sein will, entspricht es wenig, wenn die Fundorte der Zitate nach der dänischen Ausgabe angegeben werden. Wer Kierkegaards Dänisch lesen kann, der wird Geismars Dänisch sicher lesen können. So dienen die Verweisungen nur zur Beteuerung wissenschaftlicher Zuverlässigkeit, die bei einem wissenschaftlichen Werk auf andere Weise bewiesen wird. Dieser Vorwurf trifft freilich die Übersetzer. Und vielleicht wird uns ein Nachweis der zitierten Stellen zum Schluß des ganzen Werkes noch beschert. Martin Stallmann

## Verschiedenes

**Zum Abfall von der Kirche**

Nur wenige Worte zu Nr. 16, Sp. 777. Die „Bauernpastoren" kommen noch leidlich weg bei dem Dichter Jungnickel; aber die armen Pastoren in einer Industriearbeitergegend! „Der Pastor muß, wenn er hier seine Mission samenhaft erfüllen will, einen ganz neuen Untergrund schaffen." Selten haben wir etwas gelesen, was so auf völliger Unkenntnis der Verhältnisse und der Personen beruht, wie das ganze Artikelchen. Es ist nur ein neuer Beweis für die Tatsache, daß man den Abfall von der Kirche der Volksfremdheit der Pastoren so gern in die Schuhe schiebt, während die Ursachen ganz wo anders liegen. Aber warum denn diese Ursachen ernstlich erforschen? Das lohnt ja gar nicht! Ist doch auch der Verfasser nicht der Erste, der so darüber hin redet. Er wird auch nicht der Letzte sein.

Als ganz junger Geistlicher verwaltete ich die Pfarrstelle Helbra bei Mansfeld, war also Industriearbeiter-Pastor. Ich dachte nicht daran, einen ganz neuen Untergrund zu schaffen. Meine Sorge war vielmehr, das alte Evangelium von Sünde und Gnade meinen Zuhörern ans Herz zu legen. Das Gotteshaus war stets gut besucht. Und eines Tages meinte ein katholischer Bergmann: „Es ist doch gut, daß wir einen barmherzigen Heiland haben. Wollen Hochwürden nicht mein Kind taufen?" Das lehnte ich freilich ab und verwies den Mann an seinen Kuraten in Eisleben. Ich war dann vierzig Jahre Bauernpastor. Gleich anfangs ernannte man mich da zum Vorsitzenden des Landwirtschaftlichen Vereins. Als ich das einem Großkaufmann erzählte, meinte er befriedigt: „Das freut mich. Da haben Sie eine Ihrer würdige Beschäftigung. Denn das Pfarramt als solches ist rückständig, ist unzeitgemäß." Das war vor 1866. Die Gottesdienste waren nur mäßig besucht. Als ich mich einmal darüber beschwerte, antwortete ein sonst lieber Nachbar: „Aber wir hören Sie ja oft im Verein reden!"

Nein, der Dichter Jungnickel hat Unrecht, heute noch viel mehr als Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Das furchtbare Erlebnis des Weltkrieges hat revolutionierend auf alle Geistlichen gewirkt, was die Art zu predigen anlangt. „Blutwarme Volkstümlichkeit" eignet Allen, ob auch in verschiedenem Grade. Und nicht nur eine Sonnenuhr heben wir in die Nacht hinein, sondern die Sonne selbst, Jesum, lassen wir aufstrahlen in der Nacht der Sünde. Aber da liegts: Entweder Jesum den Sünderheiland predigen mit blutwarmer Volkstümlichkeit, oder aber dem Vollgewicht des Evangeliums etwas abbrechen der Welt zu Liebe. In jenem Falle werden wir volksfremd gescholten; in diesem lobt man uns als Leute, die ihre Zeit begriffen haben. Sei es drum! Das Eine schreckt uns nicht, das Andere lockt uns nicht. Es ist aber der Herr, der uns Alle richten wird. Gleichwohl wollen wir alle Zeit bemüht sein, auch vom Gegner zu lernen durch Prüfung dessen, was er meint uns sagen zu müssen. Aber auch der Gegner möge sich von uns sagen lassen: Des Menschen Herz ist weder einfach noch leuchtend. Wäre es aber doch so, dann hätten die biblischen Schriftsteller unrecht. Alles in Allem: es ist eine ganz verschiedene Psychologie, von der Jungnickel ausgeht, und von der die auszugehen haben, die, sei es in der Stadt, sei es auf dem Lande, das Evangelium Jesu zu verkündigen haben.

Naumburg a. S. Kohlrausch, Sup. a. D.

**Deutsche Akademie für soziale und pädagogische Frauenarbeit**

Die Frauen-Akademie veranstaltet: I. Studienkurse für Wohlfahrtspflegerinnen, Jugendleiterinnen, Volksschul-, Berufsschul-, Fachschul-, Handels- und landwirtschaftliche Lehrerinnen und zwar: 1. einjährige Studienkurse für Berufsfreie, d. h. solche Berufsarbeiterinnen, die sich ein Jahr lang für ein wissenschaftliches Vollstudium frei machen können, 2. mehrjährige Studienkurse für Berufstätige, die neben der Berufsarbeit in mehreren Jahren das entsprechende Vollstudium durchführen wollen. — II. Studienkurse für Akademikerinnen: 1. einjährige Studienkurse a) für Frauen mit abgeschlossener akademischer Bildung, die in einen sozialen Beruf übergehen wollen, b) für Theologinnen, die für ihre Berufsarbeit eine Ergänzung ihres Studiums durch sozialpädagogische Praxis brauchen, 2. zweijährige Studienkurse für Frauen mit abgeschlossener akademischer Bildung, die in sozialwissenschaftliche Lehrtätigkeit übergehen wollen. — III. Einjährige theoretische Kurse zur Ausbildung von Schwestern in leitender Stellung. — IV. Fortbildungskurse (die nachmittags und abends stattfinden): 1. während des Winterhalbjahrs für Berliner Berufsarbeiterinnen (siehe I), die sich nach den Dienststunden weiterbilden wollen, 2. für Berufsarbeiterinnen aus der Provinz Brandenburg (siehe I), 3. für Akademikerinnen, die für ihre Berufsarbeit eine Ergänzung ihres Studiums in sozialer und sozialpädagogischer Richtung brauchen, 4. kurzfristige Kurse für Angehörige der unter I genannten Berufsgruppen, die sich nur für einige Wochen beurlauben lassen können. — V. Wissenschaftliche Kurse für Mütter. — VI. Öffentliche Vorträge und Vorlesungsreihen für Männer und Frauen. — Näheres durch die Geschäftsstelle der Deutschen Frauen-Akademie Berlin W 30, Barbarossastraße 65. (Rückporto.)

**Die Musikwerke des Verlages Ernst Eulenburg**

Nun ist die Zahl 1000 in der Herausgabe wertvollster Musikliteratur in Form von kleinen Taschenpartituren durch den rührigen Verlag Ernst Eulenburg in Leipzig erreicht und überschritten. Vor uns liegen Bach, Hohe Messe, Johannes- und Matthäuspassion samt einer Anzahl von geistlichen und weltlichen Kantaten, Pergolesis Stabat Mater, Schuberts as-dur- und es-dur-Messe, Bruckners f-moll-Messe, Te deum und 150. Psalm. Wenn es auch zu beklagen bleibt, daß diese Veröffentlichungen noch nicht in der jedem Violinschlüssel-Kundigen ohne weiteres lesbaren Einheitspartitur erfolgt sind — der Verfasser dieser Zeilen hat diese seit 1901 angeregt und seit 1905 verwirklicht, in größerem Stile hat sie aber bisher nur in Italien, Verlag Sonzogno, Mailand, seit 1909 eine, und zwar nur annähernde Verwirklichung gefunden —, so ist Eulenburgs Verlagswerk doch im höchsten Grade lobenswürdig durch seine außerordentliche Leistung im Dienste der Musikerziehung und Volksbildung. Für erstaunlich geringen Preis sind hier Meisterwerke höchsten Ranges und teilweise von kompliziertester Faktur originalgetreu in einen handlichen Rahmen gebracht, die vor dreißig Jahren noch nur in Riesenformat auf Bibliotheken lückenhaft zu haben, für eigenen Erwerb aber zumeist unerschwinglich waren. Ihre Darbietung für jeden ernst nach Vertiefung ringenden Künstler und Laien gehört zu den Segnungen der Neuzeit, für die man dem Verlag Ursache hat, dankbar zu sein. Ihr Erwerb sei auch zu Geschenkzwecken aufs wärmste empfohlen. Stephani

**Kirchenaustritte und Gemeindewahlen**

Gelegentlich melden kirchliche Blätter Schlimmes über Kirchenaustritte. Wo die „Freidenker für Feuerbestattung" rührig sind, gibt es „Kirchenaustrittswochen". (Vgl. EvDtld 33, CW 15, Sp. 731 f.) Eine hartnäckige Feindschaft erwächst da den Kirchen. Aber es fehlt diesen auch an Selbsterkenntnis. In Preußen steht die Wahl der Presbyterien bevor. Wen wird man wählen? An ungezählten Orten die alte bürgerliche Schicht, vielleicht immer wieder dieselben oder aus demselben Familienkreise. Zuweilen erinnert man sich daran, daß auch Arbeiter am Orte sind, und man setzt einen auf die Liste, den die Arbeiter leider als ihren Vertreter nicht anerkennen. So geht es in die Synoden und bis in den Deutschen Evangelischen Kirchentag hinauf. Das aktive und passive Wahlrecht ist ja auch so gestaltet, daß eine Ermutigung zur Wahl wahrlich nicht darin liegt. Man möchte seinen alten Besitzstand wahren, das gelingt auch einigermaßen, aber am Rande bröckeln Hunderte und Tausende ab. Unter 1000 Theologiestudierenden in Preußen stammen bei uns Protestanten 6 aus dem Arbeiterstande. (Bei den Katholiken 100!) Man freut sich noch, wenn die gut bürgerlichen Elemente bei der Wahl gesiegt haben. Der Mangel ist oft nicht bei den Pastoren, sondern eben — bei den Presbytern! Dazu das Phantom oder auch der Trik der Einheitsliste. Sie könnte der schönste Ausdruck einer heiligen Einigkeit sein. Und Mancher, der sie betreibt, huldigt wohl damit ihrer Idee. Aber wie oft ist sie nur der Ausdruck der Herrschaft des Pastors oder einer Clique oder von beiden. Verfassungsmäßig ist der Kampf, und der hat gar keine Bedenken wider sich,

wo er anständig, sachlich, um das Beste geführt wird. Das aber sollte auf christlich-kirchlichem Boden doch überall möglich sein!

Auf die Kirchenaustritte zurückzukommen, so ist es erstaunlich, mit welcher Gleichgültigkeit, mit welchem Fatalismus sie vielfach von den kirchlichen Instanzen hingenommen werden. Wie anders ein Thüringer Pastor, der mir versicherte, er habe noch nie so eifrig und so gern Seelsorge getrieben wie jetzt, in seiner vornehmlich von Arbeitern bevölkerten Gemeinde. Denn Alles drehe sich jetzt um die angekündigten oder vollzogenen Kirchenaustritte; alle die Besuche, zu denen er durch sie genötigt werde, führten sofort in mediam rem; da wisse man, worüber man sich zu unterreden habe, und finde sich sofort im Kampf um die höchsten Dinge. Das hat mir ausnehmend gefallen. R

**Meister des Lebens**

Unsre Leser haben mit voriger Nummer einen Prospekt zugestellt bekommen von der zweiten Auflage des Büchleins „Meister des Lebens". Wir haben uns nicht entschließen können, diese Neugestalt mit der Urgestalt zu vergleichen. Wir lehnen diese ganze Art, wie sie in Hamburg beliebt worden ist, Stellenjagd zu treiben und die gefundenen Anstöße zum Gegenstande einer Verurteilung zu machen, ab. Uns genügt, daß der Verfasser, Pastor Hennecke in Hamburg, mehr als 25 Jahre lang in Segen seiner Gemeinde und seinem Berufe gedient hat. Das Büchlein haben wir seiner Zeit gelesen; die positive Absicht steht außer Zweifel; nicht Wenigen hat es die Freude an ihrer Religion gestärkt; ob der eine oder andre Gedankengang glücklicher oder weniger glücklich ausgefallen ist, hat für Kirche und Welt gar keine Wichtigkeit; die Gerichtssitzung, die das Hamburger Predigerministerium über das Buch gehalten hat, war gewiß verfassungsmäßig, aber ihr peinlicher Eindruck liegt uns noch in der Seele.

Nun erhebt als Anwalt einer durch Hennecke verletzten Gläubigkeit wiederum Pastor Bauer seine Stimme. Ein Vertreter jener Kapellenkreise, von denen die einen in, die andern außer der hamburgischen Landeskirche stehen. Nach ihm hat Hennecke „den guten Namen alles Kirchenlebens zu Schanden getrampelt" — ach, das geschieht auf ganz andre Weise, täglich und stündlich. Jene Verlagsreklame ist „ein Aufruf zum Kampf von Seiten des gesamten liberalen Protestantismus" — ach, ein solcher würde ganz anders aussehen. „Es sind hier zwei Religionen" — dies Schlagwort kennt man. „Jede Mischgestalt ist dem Aufrichtigen ein Greuel" — als ob die Kirche auf Erden jemals, von Anfang an, anders existiert hätte, denn als Mischgestalt. Hat Gott der Herr damit Geduld, so sollten auch die Kapellenchristen damit Geduld haben. Schließlich geht es gegen die Freimaurer: die Loge will sich selbst als liberale Gemeinde „in der Kirche verankern".

Wird nun das Ministerium wieder zusammentreten? Gleichviel ob und wie, durch solchen Streit wird die Zukunft der Kirche Jesu Christi nicht entschieden. R

**Ethik.** Sexual- und Gesellschafts-Ethik. Herausgegeben von Geh. Medizinalrat Professor Dr. Emil Abderhalden, Halle a. S. Fünfter Jahrgang, erstes Heft, 15. September 1928. Gotha, Leopold Klotz Verlag. 64 S. — Jährlich 6 Hefte, 6 M.

Wie unsre Chronik bereits gemeldet hat, erscheint diese Zeitschrift (die zur Zeit ihrer Gründung den Titel „Sexualethik" trug) von jetzt an in demselben Verlage wie die Christliche Welt. Wir freuen uns darüber und wünschen ihr steigenden Erfolg. Von einem ganz andern Standorte heraus, als den wir gewohnt sind, erfolgt hier ein Angriff auf Probleme, die auch die unsern sind. Die Ärzte machen sich auf zu einer heiligen Konkurrenz mit den Pfarrern. Es handelt sich schlechterdings um die Seelsorge. „Stuben des Vertrauens" — wer hat die offene Tür, und wer wird begehrt? Wen lohnt es zu besuchen? Und sollen nicht beide sich verständigen, sich ergänzen und fördern? „Leider wird die Zahl ... klar christlich ... orientierter Naturwissenschaftler ... immer geringer" sagt S. 35 — das ist nicht richtig; d. h. es ist natürlich richtig, aber nur wenn man zum Vergleich die ferner liegende Vergangenheit heranzieht, binnen der letzten Generation hat sich der Zustand durchaus zum Bessern gewendet: die Zeitschrift und der dahinterstehende Bund ist nur ein Beweis dafür. Abderhaldens Vorwort, des Zürcher Jung Votum über Psychoanalyse und Seelsorge, die Aussprache über den Geistlichen als Seelsorger aller Volksschichten (20 Seiten) sind voll Gewissensfragen an die Kirche und ihre Theologen. Daneben spricht unser Wünsch über die Bedeutung der Wirtschaft für die ethische Gestaltung des Lebens, Dworschak über ethische Werte der modernen Literatur. N. N. läßt uns Blicke in einen Kiosk tun. Und dabei wird das eigenste Gebiet der praktischen Medizin nicht vernachlässigt: 14 Seiten lang findet eine Aussprache über „Versuche am Menschen" statt. — Es ist auch eine „Theologie der Krisis", nur eine ganz andre! R

**Germanische und christliche Sexualethik**

Ja, wenn das so einfach wäre! Dann würde sie uns der Deutsche Frauenkampfbund geben, der auf 6.—9. Oktober zu seiner dritten Jahrestagung in das Neulandhaus Eisenach einlädt. „Alle deutschen Männer und Frauen, denen die Menschenwürde auf dem Gebiet des geschlechtlichen Lebens noch etwas gilt" sind aufs dringendste dazu aufgefordert. Ach nein, so leicht und schnell geht es nicht. Gewiß ist es hohe Zeit, daß wir der sexuellen Gefährdung unsers Volkes und der ganzen heutigen „zivilisierten" Menschheit ernsthaft ins Auge sehn. Aber ernsthaft und gründlich. Davon spürt man in den Aufrufen wenig, die der Kampfbund erläßt. Hinter der „erotischen Revolution" steht ihm „das System der Geldmacht"; mit der modernen „Sexualreform" will „der Marxismus seine Weltanschauung zur Geltung bringen". Ach dieser politische Einschlag! „Planmäßig" geht man darauf aus, das Liebes- und Eheleben der Nation zu zerstören. „Der politische Machtwille des Marxismus (des Bolschewismus heißt es auch) soll dadurch durchgesetzt werden, daß er seine Weltanschauung zur geltenden macht, indem er die christlich-deutsche Auffassung des Lebens, insonderheit des Liebes- und Ehelebens vernichtet." Das ist eine ganz einseitige Frontstellung. Man beantwortet die Schuldfrage, ehe man noch in eine vorurteilsfreie Untersuchung der Tatsachen und Ursachen eingegangen ist. In Dresden (Innere Mission) und Hamburg (Mitternachtsmission) und auf Lauenstein (Siegmund-Schultze) hatte man den ermutigenden Eindruck, daß die christlichen Kreise sich mit rückhaltloser Entschlossenheit den wirklichen Zuständen zukehren und einer neuen Lage gegenüber neue Wege suchen. Mit Schlagworten, die ihre Herkunft aus einer bestimmten bürgerlichen Schicht (welche als Objekt der Beobachtung für den Aufruf nicht ernstlich in Betracht kommt) nur zu deutlich verraten, ist da wenig genützt, vielleicht nur geschadet. Hoffen wir, daß der in Eisenach zweifellos vorhandene gute Wille durch sachkundige, zu jedem Opfer von Vorurteilen bereite Ratgeber in die rechte Bahn gelenkt wird! R

**Theodor von Zahn**

Noch mitten in wissenschaftlicher Arbeit stehend, feiert er am 10. Oktober seinen 90. Geburtstag. Es soll ihm an diesem Tag eine Festgabe überreicht werden, über deren Verwendung er zu bestimmen gebeten werden soll. Freunde und Schüler Zahns, weit über Deutschlands Grenzen hinaus, haben sich an der Spende beteiligt. Wer dem greisen Gelehrten durch einen Beitrag zur Spende seine Verehrung kundtun will, wolle die zugedachte Gabe auf Konto „Zahnfestgabe" bei der städtischen Sparkasse Erlangen, Postscheknummer Nürnberg 22 207, überweisen.

**Wer hilft uns**

zum sprachlichen und kirchengeschichtlichen Verständnis folgender Annonce, die wir in einer großen Tageszeitung finden?

Für den erstandenen (Jesaja II)

**Welterlöser**

suchen wir zur Entfaltung

**Redakteurstelle**

für Politik bei durchaus bestrebter demokratischer Presse — und wollen Inhaber nur führender Tageszeitungen gefl. Angebote einreichen unter „Der neue Tag" an die Ann.-Expedition Friedr. Schatz, Duisburg.

**Kleine Mitteilungen**

Des Deutschen Theologentags in Frankfurt a. M. haben wir schon gedacht, aber es sei noch einmal an ihn erinnert. 9.—12. Oktober in der Universität. Geschäftsstelle: Evangelischer Volksdienst, Brentanostraße 21. Hauptthema: „Erlösung".

Der Deutsche Evangelische Verband für Volksmission veranstaltet einen Lehrgang für Pfarrer 29. 10—1. 11. in den Anstalten Neinstedt am Harz. Näheres Geschäftsstelle Berlin-Dahlem, Zietenstraße 24.

## Versammlungskalender

7.—10. Oktober Ostasienmission (AEPMV) Zürich
7.—12. Oktober Frauenwoche Freusburg
8. Oktober Freunde der Christlichen Welt Basel
8.— 9. Oktober Gesellschaft für Kirchengeschichte Frankfurt a. M.
9.—12. Oktober Deutscher Evangelischer Theologentag Frankfurt a. M.
15.—16. Oktober Theologischer Fakultätentag Marburg
15.—18. Oktober Internationaler Verband zur Verteidigung des Protestantismus Budapest und Debreczin
24.—27. Oktober Theologinnen Marburg
28. Oktober — 1. November Heimatmission, Lehrgang für Pfarrer, Neinstedt

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

**Protestantenblatt.** Hutten-Verlag G. m. b. H., Görlitz
Herausgeber W. Schubring, E. Pfalzgraf und Hennecke

Inhalt Nr. 39: 30. Protestantentag. Das zweite Motiv (Wintermann) Vom Sinn des Christenbildes oder die Lebenskräfte des Christentums I (Rust). Interessante Zahlen. Altes und Neues (Holtzmann). Vom System Henry Fords. Von gestern und heute für morgen (Herbsttagungen, Idealismus und Christentum, Ein neuer Streit um die Präambel, Bugenhagen u. a.). Zu den Kirchenwahlen in Altpreußen.

Inhalt Nr. 40: Erntedank (Wendt). Einsamkeit als Not (Wintermann). Vom Sinn des Christusbildes II (Rust). Prophet oder Messias? (Dannenbauer, Lipp und Dr. Köhler). Altes und Neues (Duhm). Von hohen Bergen (E. W. Schmidt). Von gestern und heute für morgen (Duhm, Ketzer, Politik und Religion, Bibelmißbrauch, Die sozialen Schichten in der Führung der deutschen Landeskirchen. „Sakal" u. a.). Büchertisch.

# Weihnachts-Erscheinungen

**Joseph Wittigs grosses Bekenntniswerk:**

## Höregott

Ein Buch vom Geiste und vom Glauben

Von **Joseph Wittig**

Ganzleinen sechs Mark, Halbleder neun Mark

Es ist eine Kette tiefsterlebter Lebens- und Liebesgeschichten, Welt- und Kirchengeschichten, in denen der viel umstrittene Mann mit unerhörter Offenheit hier seine inneren und äußeren Kämpfe der letzten Jahre darlegt. Er verkündet der vom „Geist" verwirrten, verführten, überdeckten Menschheit nicht nur Erlösung von Schuld und Macht der Sünde, sondern auch von der Knechtschaft des „Geistes". Nicht der Geist, sondern der Glaube ist das göttliche Leben im Menschen. Es ist die Zeit gekommen, da der Glaube den Geist überwindet, wie einst der Geist das Gesetz und das Gesetz die Natur. Die Una Sancta des Glaubens erhebt sich über die vom Geist beherrschte Kirche. Das Buch zeigt, daß sie schon da ist.

**Proletarisches Schicksal ist nationales Schicksal!**

Das

## proletarische Schicksal

Ein Querschnitt durch die Arbeiterdichtung der Gegenwart

Von **Hans Mühle**

Mit Bildern von Käthe Kollwitz, Frans Masereel, Rudolf Schiestl — Ganzleinen fünf Mark

Aus der namenlosen Tiefe des Volkes steigen in einer Auswahl von 25 Arbeiterdichtern die stärksten Kräfte dichterischer Gestaltung hervor und geben alle ein erschütterndes Bekenntnis: „So bist du, Proletariat, mein Schicksal." Mit unerbittlicher Wahrheitstreue ist hier das eigene Schicksal zur Dichtung geformt. Der Arbeiter selbst spricht in 12 verschiedenen Lebenskreisen zu uns von allem, was ihn zu tiefst bewegt. Die zumeist aus unmittelbarer Verbindung mit den Dichtern erwachsenen Lebensskizzen erhöhen den Wert dieser ersten umfassenden Sammlung, denn selten ist Dichtung und Lebensschicksal so eins wie hier.

**Ein Lebensführer für reifende Menschen!**

## Der Gral

Ein Born der Erkenntnis aus Büchern der Weisheit

Herausgegeben von **Emy Pischel**

Ganzleinen fünf Mark

Ein Führer und Wegweiser zur eigenen Persönlichkeit. Wertvollstes und bestes Gut aus Poesie und Prosa ist hier nach großen Gesichtspunkten zusammengestellt. Es entstand ein Buch, das man in Stunden inneren Erlebens, in Zweifeln und Kämpfen aufschlägt, und das wie die Stimme eines erfahrenen Freundes zu uns spricht. Ein Geschenkwerk auch für die reifere Jugend, nach dem diese Jugend wirklich gern greifen wird. Ein bitter notwendiges Gegengewicht gegen die Verflachung unserer Tage.

**Ein Hausbuch von klassischem Ruf!**

## Das Buch der Stunde

Ein Ruf für jeden Tag des Jahres aus allen Religionen und aus der Dichtung

Gesammelt von

**Paul Eberhardt †**

Vierte, veränderte Auflage. Ganzleinen sechs Mark

In diesem Buch ertönen die Stimmen all derer, die größere Menschen waren als wir Kleinen, Bedrückten, weil sie frömmer und tiefer waren als wir. Wie sollte ein Buch nicht heben, stärken emporreißen und beglücken können, in dem eine so erlauchte Priesterschar zu Worte kommt? Der wahrhaft religiöse Mensch, dem Religion kein bloßes Dogma und keinerlei Wissensfrage bedeutet, kann an diesem Buch groß werden.

**Das Weihnachtsbüchlein kommt wieder!**

## Das deutsche Weihnachtsbüchlein

Dritte veränderte Auflage. Kartoniert zwei Mark

Eine Neuausgabe dieses weitverbreiteten Hausbüchleins, das in seinen früheren Auflagen schon viel Segen stiften durfte. In den vier Abschnitten: Die Geburt, Erlebte Weihnachten, Erzählte Weihnachten, Weihnachtsgedanken spricht die Frohe Botschaft der Christenheit zu uns. Alte und neue Zeit begegnen sich im Erlebnis des Weihnachtswunders. Die neue Ausgabe bringt u. a. Originalbeiträge von Joseph Wittig, Helene Christaller, Hans Christoph Kaergel, Karl Röttger, Friedrich Schnack Das Hohe Lied der Liebe klingt durch die Jahrhunderte hin auch in unsere Zeit. Wieder lädt es uns zur Einkehr und will uns ein Führer sein zu innerem Frieden. Laßt uns seine Mahnung hören!

**LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA**

# Freunde der Christlichen Welt

**Basel, 8. Oktober**

Vormittag 10½ Uhr: Pfarrer D. Thurneysen von Basel: **„Offenbarung in Religionsgeschichte und Bibel“.** — Aussprache nach dem Mittagessen. — Alles im Basler Hof, Aeschenvorstadt. 5 Min. vom Schweizer und Elsässer Bahnhof; Straßenbahn 2 oder 1 vom Badischen Bahnhof, Haltestelle Handelsbank.

## Heim der Freunde der Christlichen Welt

**Friedrichroda i. Thür., Schreibersweg 6**

Schönste stille Lage unmittelbar am Walde. Behaglich eingerichtete Zimmer. Gute Verpflegung. Auf Wunsch vegetarische oder diätetische Küche. Geistige und gesellige Gemeinschaft ohne jeden Zwang. Für alle Freunde und Gesinnungsgenossen geeignetster Aufenthalt.

Anfragen an die Hausmutter Frau Blume. Fernsprecher 270.

## Hessischer Diakonieverein E. V. Darmstadt

### Wohlfahrtsschule

(staatl. Anerkennung zugesagt). Ausbildung für alle Berufe der öffentlichen und der kirchlichen Wohlfahrtspflege. 15. Oktober: **Beginn des neuen Lehrgangs.** Internat. Prospekt gegen Porto durch den **Hessischen Diakonieverein E. V.**, Darmstadt, Freiligrathstraße.

## Evangelischer Diakonieverein E. V.

**Berlin-Zehlendorf,** Glockenstr. 5

(2000 Schwestern, 300 Arbeitsfelder)

Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evang. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit, Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege, Wochenpflege und Geburtshilfe — mit und ohne staatliche Prüfung — in den Vereins-Ausbildungsstätten zu Bernburg (Anhalt), Bielefeld, Danzig, Delmenhorst, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Lauchhammer i. S., Magdeburg, Merseburg, Osnabrück, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Verpflichtung für die Zukunft. — Taschengeld und Stellung der Schülerinnen-Arbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und zeitgemäßes Ruhegehalt für Alter und Invalidität. — Voraussetzung: Höhere Schulbildung, Eintrittsalter 18—30 Jahre.

Prospekt und nähere Auskunft durch den **Ev. Diakonieverein.**

Beste **deutsche** Bezugsquelle.

## Billige böhmische Bettfedern

1 Pfd. **graue,** geschlissene M. 0.80 und 1.—, **halbweiße** M. 1.20, **weiße,** flaumige M. 2.—, 2.50 und 3.—, **Herrschaftsschleiß** M. 4.—, bester **Halbflaum** M. 5.— u. 6.—, ungeschl. flaum. **Rupffedern** M. 2.20, 2.80 und 3.25, **Flaumrupf** M. 3.80 und 4.80, **Daunen** grau M. 4.— und 5.—, **Daunen** weiß M. 7.—, 10.— zollfrei gegen Nachnahme, von 10 Pfd. an auch postfrei. Nichtpassendes umgetauscht oder Geld zurück. Ausführliche Preisliste und Muster kostenlos.

**Rudolf Blahut** Erstes Bettfedern-großhaus **Deschenitz 70** Böhmerwald.

## Mittagstisch

auch veget. und diät. (nach Lahmann, Ragnar Berg, Bircher Benner)

**Haus Burgfriede**

**Hamburg 24,** Graumannsweg 30a, 10—15 Min. v. Hauptbahnhof beste Hoch- und Straßenbahnverbindung

Mäßige Preise. Tischzeit 12—4 Uhr, Sonntags geschlossen

Inhaberin: Louise Arents

früher Hausmutter im Heim der Freunde d. Christl. Welt, Friedrichroda

Bibliothek der Kirchenväter, neue Ausgabe von Bardenhewer, Weyman u. a. Bd. 1—37. Lwd. wie neu. Mk. 130.— (statt 222.— Rest Subskriptionspreis 6 Mark pro Band. Die griech. chr. Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte herausg. von der Berliner Akademie, geb. ⅔ Preis, alles franko. Anfragen unter P. O. an den Verlag d. Bl.

## Theologen oder Theologin

suche ich zur Hilfe im Amt und in mancherlei darüber hinausgehender Tätigkeit. — Gehalt eines Hilfsgeistlichen der Thüringer evangelischen Landeskirche.

D. **Emil Fuchs,** Pfarrer, **Eisenach,** Pfarrhaus am Ehrensteig.

**Wie ein Buch —**
so geistreich
und unterhaltend

**Wie eine Kunstsammlung —**
so erlesen
und interessant

**Wie ein Festgeschenk —**
so reizend
und gern gesehen

sind

## Westermanns Monatshefte

Der 73. Jahrgang beginnt mit dem September-Heft

Preis nur Reichsmark 2,-

Probenummern kostenlos durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlage

**Westermanns Monatshefte**
**Braunschweig**

**Für jeden Tag zwei Bibelworte:**

## Losungen u. Lehrtexte der Brüdergemeine 1929

geheftet —.80 Pfg.,
gebunden RM. 1.—,
in Ganzleinen RM. 1.60,
mit Schreibpapier durchschossen RM. 2.50,
mit Goldschnitt RM. 2.—
und RM. 2.80 (durchschossen).

Durch jede Buchhandlg. zu beziehen.

**Verlag der Unitätsbuchhandlg. Gnadau** (Bez. Magdeburg).

## Werbe-Angebot!

| | | |
|---|---|---|
| 100 | Sütterlin-Schreibhefte, holzfr. Kanzlei, alle Liniaturen | 6.50 |
| 500 | Bogen Kanzleipapier | 3.75 |
| 500 | Dienstumschläge | 2.50 |
| 100 | Visitenkarten mit Namen | 1.50 |
| 100 | Korrespondenzkarten | —.50 |
| 100 | Umschläge dazu | —.25 |
| 100 | Bogen Konsumleinen mit Buchstaben | 2.— |
| 100 | Umschläge mit Seidenfutter | 1.— |

**Beim Einkauf von M. 30.— an**
1 Goldfüllhalter m. 14kar. Goldfeder m. Iridiumspitze gratis!!!

Muster und Preisliste gratis!

**J. Lissner,**
Papier- u. Schreibwarenversandhaus,
**Breslau 1,** Nikolaistraße 73.

## Alte Wollsachen

werden zu schön., dauerh. Herr. und Damenstoffen, Schlafdecken, Bettvorl. und Läuferstoff., Pferdedecken u. Fenster-Wollfries billigst verarbeit. und eingetauscht. Verlang. Sie Muster u. Preise von der

**Moseltaler Wollweberei Enkirch (Mosel) 59.**

## Heide-Honig

naturrein, unverfälscht, von hervorragender Güte, 10 Pfd.-Dose Mk. 12.75 franko, Nachn. 30 Pf. mehr. Verbürgte Rücknahme bei Nichtgef.

**Heidehof Brock,**
Honig-Vers., **Post Soltau 3.**
(Lünebg. Heide) Postscheck Hannover 57898.

## Die Prosaschule

von Dr. Broder Christiansen

(Leinenband 12.— M.) gibt feines Stilgefühl und leichte Feder.

**Felsen-Verlag,** Buchenbach i. Br.

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Halte-gebühr im Inland vierteljährlich vier Mark, im Auslande vier Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 75 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

**Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 20. Oktober**

Dieser Nummer liegen Prospekte der Firmen **Eckart-Verlag G. m. b. H., Berlin,** und **Anton Schroll & Co., Wien,** bei. Um angelegentliche Beachtung wird gebeten.